dpl

<36634207560017

Deutscher Novellenschatz

herausgegeben von

P. Heyse
und
H. Kurz.

IV. Serie. 6. Band.

Inhalt:

München.
Rud. Oldenbour

Deutscher Novellenschatz.

Vierte Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe vierundzwanzigster Band.)

Deutscher
Novellenschatz

herausgegeben

von

Paul Heyse.

Vierte Serie.

Sechster Band.

(Der ganzen Reihe vierundzwanzigster Band.)

[1876]

München.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Inhalt.

Ein adeliges Fräulein.

Von Hieronymus Lorm
(Heinrich Landesmann).

Deutsches Künstleralbum für 1867, redigirt von W. Müller
von Königswinter. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.

Heinrich Landesmann, am 9. August 1821 zu Nikolsburg in Mähren geboren, erhielt, da er schon als Kind sehr kränklich war, bis zu seinem 12ten Jahre Unterricht im Hause seines Vaters, eines angesehenen Wiener Kaufmannes, und mußte dann den Besuch der polytechnischen Schule schon nach einem Jahre wieder aufgeben, da er von einer Lähmung befallen wurde. In seinem 15ten Jahre verlor er das Gehör und zum Theil auch das Sehvermögen, was ihn nicht abhielt, mit verdoppelter Energie, nun ganz auf seine eigenen Studien angewiesen, an seiner geistigen Ausbildung fortzuarbeiten. Er verließ Oesterreich, da er sich mit der Censur und dem Metternich'schen System nicht zu vertragen vermochte, und siedelte 1845 nach Berlin über, wo er seine journalistischen Arbeiten fortsetzte und seine poetischen Erstlinge herausgab. (Wien's Poetische Schwingen und Federn. Leipzig, 1846. — Das literarische Dachstübchen, 1847. — Gräfenberger Aquarelle. 1848, Berlin). Im April 1848 kehrte er nach Wien zurück und widmete seine Thätigkeit vornehmlich dem Feuilleton der Wiener Zeitung. Daneben erschienen von novellistischen Arbeiten: Am Kamin. Erzählungen. 2 Bände. (Berlin, 1852.) — Erzählungen der Heimgekehrten. (Prag, 1858.) — Intimes Leben. (Prag 1859.) — Novellen. 2 Bände. (Wien, 1864.) — Gabriel Selmar, ein Roman (Wien, 1863, 3. Auflage, schon im Jahre 1855 geschrieben und zuerst unter dem Titel: „Ein Zögling des Jahres 1848" veröffentlicht). Außerdem Dramatisches, Lyrisches, Epigrammatisches, in Journalen und bei verschiedenen Verlegern.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, Hieronymus Lorm's dichterische Bestrebungen im Ganzen zu charakterisiren, die Summe Dessen zu ziehen, was er im Kampfe mit einem

ausgesucht harten Schicksal aus sich gemacht hat. Wir haben es hier nur mit dem Novellisten zu thun und werden es leicht erklärlich finden, daß sich in diesem unter so ungewöhnlichen Verhältnissen ein Ueberschuß der geistigen Intention über die sinnliche Kraft, ein Uebergewicht des Denkers über den Dichter ausbilden mußte, da dem schwer Heimgesuchten das Leben mehr durch Reflexion und innere Anschauung nahe trat, als durch den frischen, unmittelbaren Blick in die bewegte Welt. Seine Novellen sind fast immer in psychologischer Hinsicht bedeutender, als in künstlerischer; weit geringere Talente, wenn sie nur die Naivetät ihrer Phantasie walten lassen, bringen es oft zu größerer Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit der Illusion, als ein geistreicher Denker, dem alle Symbolik des einzelnen Falles, alle sittlichen und geistigen Beziehungen jedes Ereignisses beständig gegenwärtig sind. Mehrfach aber ist es Lorm geglückt, Probleme zu finden, wo seine feuilletonistisch schweifende, grüblerische, oft allzu spitzfindige Darstellungsweise dem Thema gemäßer ist, oder, wie in der von uns mitgetheilten Erzählung, einen echt novellistischen Griff zu thun, einen Collisionsfall zu finden, der die Menschennatur von einer ungewöhnlichen und doch bedeutsamen Seite offenbart und den Leser zu nachdenklichem Mitgefühl anregt.

I.

Seit Jahren liebte ich es, zur Weihnachtszeit die große Stadt trotz ihrer verlockenden Bescherungen zu verlassen, um die landschaftliche Natur in ihrem tiefen Winterfrieden zu besuchen. Wird den Kindern der holde Wahn vorgespiegelt, Christkindlein würde ihnen in der geheimnißvollen Nacht seine Gaben zwischen die Fenster legen, — wer um diese Zeit sich zu seinem Vergnügen auf das Land begiebt, der späht ernsthaft nach den Gaben, welche thatsächlich von oben kommen. Ich, auf dem Lande geboren, habe stets ein Heimweh nach ihm behalten, welches mich am öftesten im Winter, inmitten der glänzendsten Gesellschaft überfällt. Es ist mir dann keineswegs darum zu thun, mein Geburtsdorf wiederzusehen, sondern nur darum, überhaupt auf das Land zu kommen. Die Weihnachtszeit giebt dazu freie Tage; ich forsche dann gerne nach den Stimmungen und Hoff-

nungen des Landmannes, in welchen die besten Freuden des nächsten Jahres eingeschlossen liegen, ich lasse mir sagen, ob der Schnee der weißen Weihnachten von der Art ist, um das Versprechen grüner Ostern auch wirklich zu halten. Endlich sind die Gebräuche, mit welchen die Weihnacht in manchen Bauernstuben gefeiert wird, auch nicht zu unterschätzen; um die von kunstloser Hand angefertigten, ganz von traulichem Moos umgebenen „Krippen“ sammeln sich Kinder, welche dann mit dem Oechslein oder Eselein an der Brust glücklicher zu Bette gehen, als die meisten Stadtkinder, nachdem sie den Crinolinen-Umfang ihrer neuen Puppen geprüft haben.

Dieses Jahr ist das erste, in welchem ich mich zu alt fühle, um es noch einmal mit Schnee und Frost aufzunehmen. Es ist freilich auch das erste meiner Pensionirung, und wie das Amt den Verstand, so zieht die Pensionirung das Alter nach sich. Wer nicht pensionirt wurde, weil er zu alt ist, der wird sicherlich alt werden, weil er pensionirt wurde. Nie durch Weib und Kind beglückt, nun auch zum erstenmale eines Vergnügens meiner kräftigeren Jahre beraubt, bleibt mir in meiner Einsamkeit nichts übrig, als mir still und allein den Weihnachtsbaum des Alters anzuzünden.

Das ist natürlich der Baum der Einbildungskraft, über und über behängt mit Erinnerungen, worunter manches Spielzeug, nach welchem man aber einst ungemein ernsthaft die Hände ausgestreckt hat. Indem ich mich jedoch des Ausdrucks „Weihnachtsbaum des Alters“

bediene, ist er auch schon angezündet. Denn er stammt aus dem Munde einer Person, die zu meinen liebsten, und deren Begegnung mit mir zu meinen merkwürdigsten Erinnerungen gehört.

Zu einem meiner Weihnachts-Ausflüge vor vielen Jahren wählte ich nämlich eine Gegend im südlichen Theil des Landes, nicht weil sie mir anmuthiger als eine andere erschienen wäre, — die Jahreszeit gleicht solche Unterschiede aus — sondern um vielleicht meinem fürstlichen Gebieter einen großen Dienst leisten zu können. Es befand sich dort in der Nähe eines Gebirgsdorfes ein Herrenhaus, welches einer Freifrau von Börte gehörte und von ihr ununterbrochen bewohnt wurde, und in diesem Schlosse ein Bild, welches mein Fürst, weil es aus französischer Schule war, aus der er am liebsten sammelte, gar zu gerne besessen hätte, wie er einst in meiner Gegenwart äußerte, wenn nur an die wunderliche Frau heranzukommen gewesen wäre, geschweige denn, daß man ihr ein Angebot hätte machen können auf einen Gegenstand, von dem man wußte, daß sie ihn zu ihren unveräußerlichen Besitzthümern zählte.

Fest, aber tief verschwiegen faßte ich den Vorsatz, einen Versuch zu machen. Dadurch bekam die Art von unwissenschaftlicher Naturforschung, zu der ich jährlich den Weihnachtsurlaub benützte, einen abenteuerlichen Beigeschmack, der jedoch mein Reisebehagen weder durch Furcht noch durch Hoffnung störte. Zu letzterer war kein Grund vorhanden, und da Niemand um mein Vor-

haben, bezüglich der Freifrau von Börte, wußte, so setzte ich mich auch keiner Beschämung aus, wenn es mißlang. Der Plan diente also nur dazu, meinen winterlichen Spaziergang noch durch den Reiz der Phantasie zu würzen.

Es ging ein tüchtiger Sturmwind, als ich in der dritten Woche des Decembers dem Gemeindewirthshaus des Gebirges zusteuerte. Es war in diesem Winter noch wenig Schnee gefallen, sonst hätte ich auch schwerlich so bequem bis zu dem hochgelegenen Orte vordringen können. Allein an diesem Tage versuchte der Wind vergebens, wie es schien, dichte, graue Schneewolken auseinanderzujagen. Er hinderte sie nur im Verein mit der Kälte, ihre Flocken fallen zu lassen.

II.

Wer kein Neuling ist in den Dörfern, weiß auch in einer ihm noch neuen Gegend bald, was er zu thun hat, damit sein Erscheinen in städtischem Gewand und zu einer Zeit des allseitigen Heimbleibens nicht in allzubelästigendem Grade die glotzende Neugier der im Winter fast müßigen Bauern und das blöde Anlächeln ihrer Weiber errege. Meistens genügt es, mit dem Wirthe Freund zu werden. Ich hatte ihm bald einen complicirten Viehhandel deutlich gemacht, der mich angeblich hieherführte, und sobald der Wirth kein Zeichen giebt, daß ihn der winterliche Besuch irgendwie befremde,

wird derselbe auch von den Gästen als etwas Selbstverständliches betrachtet. Wehe dem Reisenden, dem es nicht gelingt, einen längeren Aufenthalt in einer Gegend zu erklären, die in das moderne Verkehrsnetz noch nicht eingeschlossen wurde! Er wird auf eindringliche Weise erfahren, wie abscheulich die sogenannte gute alte Zeit war, die seitab von den Eisenbahnen heute noch besteht.

Will man nun gar die Leute mittheilsam machen, dann gilt es, sich völlig aufgeknöpft zu zeigen; sie müssen glauben, alle Triebfedern unserer Existenz zu kennen, seit wir in die Welt blickten. Geübt in der praktischen Ausführung dieser Regel war ich, eh' der Abend völlig hereingebrochen war, bereits ein guter alter Bekannter in der Wirthsstube. Der Sturm draußen braus'te noch zuweilen stark auf, schlief aber bald wieder ein, als wäre er selbst im Erfrieren. Der Gäste kamen und gingen nicht viele, und wenn auch manche von ihnen lange blieben, so dauerte doch ihre Bedienung keineswegs eben so lange, sondern erlaubte der Wirthin immer wieder zu ihrem Spinnrocken zurückzukehren. Neben diesem saß ich behaglich schmauchend und brachte die Wirthin zum Reden. Ich mußte die Schleuße natürlich bei ihren eigenen Angelegenheiten öffnen, wenn sie noch bei dem was mich interessirte, in Fluß sein sollte.

Eintönig, aber gerade deßhalb zur Ruhe des Momentes passend, flossen ihre Reden an meinem Ohr vorüber; ich war bereits vom sechsten Wochenbette mit ihr aufgestanden und war bereit, mich zum siebenten

niederzulegen. Während aber meine Aufmerksamkeit gar keinen Zweifel zu lassen schien, wie sehr ich die mütterlichen Leiden und Freuden nachempfand, sah ich doch zugleich mit Theilnahme, wie der Wirth hinter dem Schenktisch den landwirthschaftlichen Anzeiger aus der Kreisstadt zur triefenden Küchenlampe hielt und tief in der Stille forschte, wo die Vieh- und Körner-Preise verzeichnet waren, wie er dann auf den Stuhl sich warf, einnickte, aber plötzlich auffuhr, hastig nach demselben Blatte griff, als hätten sich die Preise inzwischen geändert, und wieder einnickte; wie bei jeder solchen Bewegung der große Haushund sich erhob, von Bank zu Bank schnuppernd die Runde machte und mit Ausnahme eines Winkels, den er anstarrte und wo er vielleicht den Kater zu sehen erwartete, Alles in Ordnung fand und sich wieder zum Ofen legte. Alles dies spielte sich trotz seiner Gewöhnlichkeit wie in einem Nebel der Behaglichkeit vor mir ab, bis plötzlich Wirth und Hund, Stube und Gäste vor mir zu versinken schienen, und Aug' und Ohr sich ganz und ausschließlich auf die schwatzende Wirthin richteten. Denn sie hatte eben unversehens den Namen der Freifrau von Börte genannt, worauf ich bisher gelauert, was ich aber gerade durch eine Anfrage hervorzurufen mich wohl gehütet hatte.

Wer hat sich an Ihr Bett gesetzt, Frau Wirthin und geweint und geschluchzt? fragte ich, als ob ich den Namen nicht verstanden hätte.

Der Bräutigam der Frau von Börte, wiederholte

sie, wir nennen sie nicht anders als die Freifrau, seit sie von ihrem Vater das „einödige" Schloß geerbt hat. Ehemals hat man sie natürlich die Baronin geheißen. Es ist aber bekannt geworden, daß sie diesen Titel nicht mag, seit sie einen Hausierer mit Modesachen, der immer ins Schloß gekommen und immer abgewiesen worden ist, einmal vor sich ließ, bloß weil er sagte, er wolle zur Freifrau von Börte, statt zur Baronin. Sie kaufte ihm Vieles ab, was sie nachher den Bäuerinnen geschenkt hat, und der Hausierer ist dann bei uns zu keinem Ende gekommen mit dem Erzählen, in welche Gunst es ihn gebracht, daß er ihr den Titel „Freifrau" gegeben hat. Vielleicht weil es ein ausländisches Wort ist und „Baronin" ihr schon zu gemein war. Seitdem sagt man nun überall: die „Freifrau" in der ganzen Gegend.

Es ist aber doch eine sonderbare Grille der Frau von Börte, bemerkte ich, daß sie so vielen Werth auf die Anrede legt.

Ja, sagte die Wirthin mit einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirne, das arme, alte Weibele! Es ist nicht ganz richtig mit ihr.

Was Sie sagen! rief ich fast erschreckt. Denn mit einer Verrückten läßt sich kein Geschäft machen, und schon der Versuch, sie zum Verkauf des Bildes zu bewegen, wäre sträflich gewesen.

Gewiß ist es freilich nicht, sagte die Wirthin und versicherte auch, daß sie die Behauptung zu einem andern

Fremden gar nicht ausgesprochen hätte; ich aber wäre, wie sie wohl sehe, ein rechtschaffener Mann und würde es nicht weitertragen. Ich erkannte, daß ich wohl gethan, früher keine directe Anfrage zu stellen, man würde mir mißtrauisch jede weitere Aufklärung versagt haben. Denn aus Liebe zu der seltsamen Frau, oder um einem Auftrag von ihr zu gehorchen, war man beflissen, ihr Fremde ferne zu halten und deßhalb Erkundigungen nach ihr nicht zu beantworten. Nach dem großen Fortschritt aber, den ich in dem Vertrauen meiner Wirthin gemacht hatte, durfte ich nun schon die Aufforderung wagen, mir die Schicksale und Lebensumstände der Frau von Börte zu berichten.

III.

Aus den überflüssig langen Erzählungen der Wirthin ergab sich nun der folgende lückenhafte Thatbestand:

Der Baron von Börte, der Vater der „Freifrau", war ein tiefverschuldeter Edelmann aus uraltem Hause. Das Schloß im Gebirge, in dessen Nähe ich mich jetzt befand, war ursprünglich nur ein Jagdhaus und zu dauerndem Wohnsitz nicht eingerichtet gewesen. Nachdem aber der Baron, ermattet vom Kampf mit dem Leben, seine übrigen Besitzthümer den Gläubigern preisgegeben hatte, opferte er auch seine Stellung bei Hof und in der Regierung, aus dem vollen Untergange nur

eine unbedeutende Summe und das Jagdhaus rettend, in das er sich mit seiner Tochter zurückzog. Er war Wittwer; die Tochter zählte damals siebzehn Jahre. Wald und Felder gehörten zum Schloß. Der Baron war aber seiner edelmännischen Gewohnheit so müde geworden, daß er die Jagd verpachtete. Die Aecker ließ er bewirthschaften, von dem mitgebrachten Gelde das Haus wohnlich machen, — und so lebten Vater und Tochter in zwar nicht durch Mangel, aber auch nicht durch Freuden gestörter Einsamkeit. Sie mochte zu dem Wesen beider Menschen wenig gepaßt haben. Denn war die Tochter in der Blüte ihrer Schönheit und schon deßhalb zum Genuß berechtigt, so war auch der Vater noch ein kräftiger Mann, und jede Bewegung von ihm hatte etwas vom ungeduldigen Löwen im Käfich, jeder Schritt, mit dem er den Boden trat, schien zu sagen, daß die Zurückgezogenheit von der Welt eine erzwungene war, und Entrüstung darüber auszudrücken.

Zwei Jahre dauerte diese Einsamkeit, dann wurde sie von einem Manne unterbrochen, den man Anfangs in der Gegend für einen Landschaftsmaler gehalten hatte. Er war aber dies nicht eigentlich, sondern ein Kaufmann von großem Vermögen. Nachdem er sich auf unbekannte Weise Zutritt in das sonst unzugängliche Schloß verschafft hatte, verließ er dasselbe eines Tages als Bräutigam.

Nun kam er natürlich öfter und in kürzeren Zwischenräumen in die Gegend. Zuweilen kamen auch

unmittelbar vor oder nach ihm beladene Saumthiere, welche Kisten schleppten, Geschenke von ihm, Bilder und andere kostbare Ausschmückungen der Gemächer. Die ganze Gegend wurde durch ihn auf einen erhöhten Ton des Wohlbehagens gestimmt. Das Glück machte ihn freigebig, drängte ihn, Andere glücklich zu machen. Und sein Glück war groß, das will sagen, seine Liebe zu der schönen Braut. Und auch sie machte aus ihrer Neigung kein Hehl. Wenn die Liebenden durch das Thal schritten, die verschlungenen Arme lösend und sich wie Kinder an den Händen fassend, dann lächelten Diejenigen, die sie sahen, unwillkürlich, als hätte sie ein eigenes Glück berührt. Auch der Baron hatte sein hartes, mißmuthiges Wesen aufgegeben und zeigte überall seine herzliche Beistimmung, seine väterliche Freude.

Und wieder einmal, es war im Spätherbst, kam der glückliche junge Bräutigam zum Besuch seiner Verlobten in das Dorf. Wie gewöhnlich hielt er zu Pferde, nur mit einem Mantelsack ausgestattet, vor dem Wirthshaus. Es war aber diesmal schon tiefe Nacht, weil der Postmeister auf der ungefähr drei Meilen entfernten Station, der ihm stets das Reitpferd stellte, diesmal ein solches nicht so rasch zur Verfügung gehabt hatte, nachdem er einige Stunden früher einem fremden Cavalier, der mit seinem Diener in dieselbe Gegend gewollt, zwei Pferde hatte überlassen müssen.

In so später Stunde konnte oder wollte der junge Mann sich nicht mehr unmittelbar auf das Schloß ver=

fügen und mußte daher thatsächlich das Zimmer beziehen, das er sich übrigens bei jedem Besuche im Wirthshaus einräumen ließ, wenn er es auch niemals wirklich bewohnte. Er war aber so aufgeregt in liebender Ungeduld, daß er gar nicht an das Niederlegen dachte, sondern, nachdem er einige Augenblicke auf einem Sopha geruht, in Haus und Hof umherschlich, wie um irgend eine Beschäftigung zu finden, die seine Unruhe hätte beschwichtigen können.

So gelangte er auch in das eheliche Schlafgemach des Hauses. Die Wirthin, die noch von ihrem letzten Wochenbett nicht aufgestanden war, lag bei dämmerndem Nachtlicht wach im Bette, und als sie seinen Tritt hörte, rief sie ihn freundschaftlich an. Er setzte sich auf den Stuhl an ihrem Bette, und froh, seinen gepreßten Empfindungen Luft machen, oder auch nur der Geliebten mit lauten Worten gedenken zu können, sprach er von seiner Liebe, seiner Freude, seiner Sehnsucht nach dem nächsten Morgen, nicht eingedenk, wie gering das Verständniß seiner Zuhörerin für den poetischen Ausbruch seiner Leidenschaft, wenn sie auch diese selbst mit dem Instinct des Volksherzen wohl zu würdigen verstand, noch weniger darauf achtend, daß der daneben von den Mühen des Tages ausruhende Eheherr solche Melodieen mit einem nicht ganz dazu passenden orgelnden Nasen-Choral begleitete. Erst als sich in diesen Baß ein weiblicher Alt als zweite Stimme mischte, mochte der schwärmerisch Liebende zum Bewußtsein gekommen sein, daß er an

seinem einsamen Zimmer einen ebenso guten Antheilnehmer finden könne.

Sobald die ersten Bewegungen im Hause das Nahen des Frühroths anzeigten, begab sich der junge Mann auf den Weg nach dem Schlosse. Man konnte jetzt im Wirthshause sicher sein, ihn Tage lang, nämlich bis zu seiner Abreise, nicht wiederzusehen. Allein der Vormittag war noch nicht ganz verflossen, als man ihn bereits wieder auf das Wirthshaus zuschreiten sah, langsam, wankend, gesenkten Hauptes, nur zuweilen aufblickend, als müßte er ergründen, wo er sich befinde. Bei seinem Eintritt in das Haus sah man Todesblässe auf seiner Stirne und seinen Wangen. Mechanisch schritt er wieder nach dem Zimmer der Wirthin, warf sich auf denselben Stuhl, auf dem er sich einige Stunden früher so glücklich gefühlt hatte, und vielleicht war es die blitzartige Erkenntniß dieses Contrastes, was seine Erstarrung lös'te: er brach in krampfhaftes Schluchzen aus und weinte Thränenströme. Erst die immer drängenderen Fragen der Wirthin und das Ansammeln der Hausleute um ihn mochten ihn ahnen lassen, daß er Menschen ein Schauspiel gebe, denen er sich nicht enthüllen wollte, oder die ihn nicht fassen konnten. Wie flüchtend eilte er auf sein Zimmer, in welchem er sich bis zum Abend verschloß.

Am Abend verfügte er sich wieder auf das Schloß, kehrte gleich niedergeschlagen zurück und ließ zwei neue Kerzen auf sein Zimmer bringen. Es hatte den An-

schein, daß er die ganze Nacht schrieb, wenn er nicht laut mit sich selbst sprach. Nachdem er des andern Tages abermals vom Schloß zurückgekehrt war, ohne daß sich in seinem Aussehen oder seiner Stimmung etwas geändert hatte, befahl er sein Pferd zu satteln. Er beschenkte die Leute mit Geld, mit Sachen, nicht wie sonst im überschwänglichen Drang, so viel als möglich von seinem Glücke mitzutheilen, sondern sichtlich nur, um so viel es anging von den Dingen dieser Welt los zu werden. Dann eilte er ohne Abschiedswort davon, und man sah ihn erst etwa ein Jahr später wieder, als der Freiherr von Börte gestorben und begraben war. Da schien der junge Mann einen verzweifelten Versuch zu machen, sich seiner ehemaligen Braut wieder zu nähern. Als dies aber vergebliche Mühe blieb, schied er, um nicht mehr wiederzukehren.

Begreiflicherweise hatte der räthselhafte Vorgang in der ganzen Gegend großes Aufsehen erregt und die lebhafteste Neugier nach der Erklärung desselben angefacht. Was man jedoch aus den in halber Geistesabwesenheit ausgestoßenen Aeußerungen des jungen Mannes und aus den Berichten der im Schlosse Bediensteten zusammenstellte, war wenig. Dennoch schien es zur Erklärung vollkommen auszureichen.

Die Tochter des Freiherrn von Börte hatte ganz einfach ihren Bräutigam nicht mehr sehen wollen, als er sich am Morgen nach der im Wirthshaus durchwachten Nacht im Schlosse eingefunden hatte. Vergebens waren

die Fragen, Bitten, Beschwörungen und Thränen, nicht bloß ihres Geliebten, auch ihres Vaters, der von dem unbegreiflichen Verhalten nicht minder erschreckt, ebenfalls keinen Grund dafür anzugeben wußte. Das Fräulein gab fest und bestimmt den Entschluß zu erkennen, das Verhältniß als gelös't zu betrachten und den Bräutigam niemals mehr sehen zu wollen, und ein anderes Wort als die stete Wiederholung dieses gänzlich unerklärlichen Ausspruchs war dem Mädchen nicht abzugewinnen.

Gerade aber der Mangel einer faßbaren Ursache solchen Verhaltens, nachdem die beiderseitige große Liebe der Verlobten und ihre bisherige selige Eintracht keinem Zweifel unterworfen werden konnte, schnitt alle Vermuthungen und Gerüchte ab und rief die Annahme hervor, die Alles zu erklären schien: daß bei dem jungen, schönen Mädchen eine plötzliche Geistesstörung eingetreten wäre.

Nichts jedoch in dem ferneren Verhalten der Freiherrntochter schien für die schreckliche Annahme eine Bestätigung zu bieten, wenn man diese nicht in der außerordentlichen Liebe zur Einsamkeit finden wollte. Seit dem Tode ihres Vaters und dem letzten vergeblichen Annäherungsversuch des jungen Mannes verließ Frau von Börte, wie man sich längst gewöhnt hatte das Fräulein zu nennen, vielleicht zur Abkürzung des Wortes „Freifrau", im Sommer niemals ihre Behausung, sondern beschränkte ihre Spaziergänge auf den Schloßgarten, dessen Pflege sie mit der sorgsamsten

Aufmerksamkeit überwachte. Im Winter erging sie sich auch zuweilen im nahen Walde, so weit der Schnee es zuließ, und stieg häufig in das Dorf nieder, wo sie die Kranken und die Armen besuchte und sich dem Geringsten gleich stellte, so daß nur die Liebe und Verehrung, die ihr entgegengebracht wurden, sie als eine Höhere erscheinen ließen. Dabei war sie matronenhaft gekleidet und mußte wohl auch mit dem Glück der Jugend, von welchem sie sich so plötzlich abgetrennt hatte, diese selbst verloren haben, da die Wirthin sie im Gespräch mit mir ein „alt Weibele“ genannt hatte.

Das war Alles, was ich mir an Thatsachen aus der langen Erzählung der Wirthin zusammenstellen konnte.

IV.

Was mich am nächsten Morgen weckte, war ein greller weißer Schimmer vor den Augen. Durch das vorhanglose Fenster der Bauernstube schimmerte unter blauem Himmel und goldenem Sonnenlicht der Schnee, der über Nacht reichlich gefallen war, die ganze Landschaft wie zur Feier des heiligen Christfestes mit einem reinlichen, weißen Tischtuch bedeckend. Seelenvergnügt sprang ich in die Höhe, eilig kleidete ich mich an, um nur der Wonne im Freien sogleich theilhaftig zu werden. Solche Ungeduld an einem 24sten December mag einem eingebornen Städter seltsam vorkommen, der seinen Na-

turgenuß in Landpartieen während der heißen Jahreszeit erschöpft. Allein ich bin eben Einer „vom Lande“.

Bald stieg ich wie mit beschwingtem Schritte aufwärts, wo nur die Bergpfade gangbar waren, ohne in der nivellirenden Schneefläche ein besonderes Ziel ins Auge fassen zu können, oder mich sonderlich um eines zu kümmern. Es war windstill und sonnig; das jungfräuliche Knirschen des Schnee's unter dem Fuß, der ihn zum erstenmal berührte, spornte die Kraft des Gehens an, und der Kälte den erhöhten Blutumlauf durch die eigene Bewegung entgegenzusetzen, war eine unvergleichliche Erquickung.

Ich weiß nicht, wie lange ich kletterte und wie lange ich noch geklettert wäre, wenn nicht plötzlich eine Art physischen Heimwehs mich überfallen hätte. Dies Heimweh war nichts weiter als Hunger, aber ein wahrer Kuhreigen des Magens, ein Hunger, wie ich ihn, seit ich von meiner Heimath und von meiner Jugend geschieden war, nicht mehr verspürt hatte. Nun wußte ich zwar, daß ich den Rückweg zu suchen, aber nicht, wie ich ihn zu finden hatte. Das Einfachste war freilich, mich umzudrehen und abwärts zu steigen. Allein schon nach wenigen Augenblicken erkannte ich von der Gegend, in welcher alle Unterschiede verschneit waren, wenigstens soviel, daß ich mich nicht auf demselben Wege befand, auf welchem ich in die Höhe gekommen war.

Gleichviel! dachte ich, wenn ich auch statt meines Wirthshauses nur irgend einen Rauch finde, der an=

zeigt, daß gekocht wird. Und munter niederschreitend gelangte ich auf einen Boden, der mir nach und nach merkbare Unterschiede von den bisher betretenen Wald- und Bergpfaden zeigte. Er war sichtlich besonders geglättet und geebnet worden, und die dürren, schneebelasteten Zweige und Stämme der Anpflanzungen an seinen Seiten wiesen auf eine veränderte und offenbar durch Kunst herbeigeführte Vegetation hin. Der Gedanke lag nahe, daß ich mich in das Besitzthum der Frau von Börte verirrt hatte.

Jetzt erst dachte ich wieder an die geheime Mission, die ich mir beim Antritt meiner Winterreise selbst auferlegt hatte. Doch verwarf ich in der Erinnerung, daß Frau von Börte nicht als völlig zurechnungsfähig zu betrachten sein dürfte, jeden Gedanken an die Erwerbung des Bildes. Dennoch durchzuckte mich ein Gefühl eigenthümlicher Erwartung, als ich plötzlich aus noch ziemlicher Ferne eine Gestalt mir entgegenkommen sah, welche ganz der mir von der Wirthin geschilderten Erscheinung der Frau von Börte glich. Ich beschleunigte meine Schritte und stand bald einem Mütterchen gegenüber, aus dessen matronenhafter Kopfbedeckung sich eine Physiognomie hervordrängte. In einem Tone rauher Verdrießlichkeit sagte die Alte zu mir: Hier geht man nicht, hier ist privat —.

Ich bin unversehens auf diesen Weg gekommen, erwiderte ich, meine Absicht ist, das Dorf wiederzufinden; entschuldigen Sie, Frau Baronin —

Ein helles Lachen hinter mir unterbrach mich. Ich wendete mich um, und eine zweite, ähnlich gekleidete Frauengestalt stand vor mir. Aus der gleichen altmütterlichen Kopfbedeckung drängten sich jedoch blonde Löckchen hervor und blickte mir ein zartes, von der Kälte etwas geröthetes Gesicht mit großen, leuchtenden, tiefblauen Augen entgegen.

Laß gehen, Crenz*), sagte die neu hinzugekommene Dame, und zu mir sich wendend: Ich will Ihnen einen Führer in das Dorf geben, wenn Sie nicht von Ihrem Irrweg ermüdet erst ein wenig ruhen wollen.

Während nun die Alte, der ich zuerst begegnet war, sich entfernte, sagte die andere Dame, indem sie sich langsam in Bewegung setzte und mich dadurch veranlaßte, an ihre linke Seite zu treten und neben ihr zu schreiten:

Im Sommer bin ich eben so ungastlich wie meine Magd und hätte den verirrten Wanderer seinem guten Stern überlassen.

Noch immer lächelte sie, und lieblich klang ihre Stimme. Obgleich ich damals bereits an der Schwelle des Greisenalters stand, konnte ich mich doch einer wehmuthsvollsüßen Bewegung des Herzens dieser Erscheinung gegenüber nicht erwehren, in der ich offenbar das Fräulein von Börte zu begrüßen hatte. Das machte

*) Abkürzung für Crescenz.

mich einige Augenblicke stumm und verlegen. Mit unwillkürlicher Galanterie versetzte ich endlich:

Wie Viele, die im Sommer in dieser Gegend Villeggiatur halten, würden auch im Winter sich einfinden, wenn sie wüßten, daß die Gastfreundschaft der Freifrau von Börte an diese Jahreszeit geknüpft ist!

Die würden sich verrechnen, die zu diesem Zwecke kämen, entgegnete sie lachend; nur daß ich zum erstenmale einen Städter in dieser Gegend traf, an einem Wintertage, ist Ursache, daß ich nicht vor ihm flüchtete. Ich selbst war im nahen Walde, beobachtete, von Ihnen ungesehen, wie kräftig und fröhlich Sie dahinschritten, offenbar erquickt von dem seltenen Naturgenuß, und folgte Ihnen, als Sie die Richtung nach meinem Hause einschlugen. Ich hatte sogar halb schon den Muth gefaßt zu dem Entschlusse, Sie aus freien Stücken anzusprechen, bevor noch Ihre Begegnung mit Crescenzia dazu Veranlassung gab.

Und wenn der Wald jetzt statt in Schnee in das Grün seiner Blätter gekleidet wäre, so würden Sie dies nicht gethan haben? fragte ich, im Innern beflissen, mir über die Umdämmerung des Geistes, wenn sie in der That vorhanden sein sollte, so bald als möglich klar zu werden. War vielleicht dieser Unterschied im Verhalten zu den Menschen nach Maßgabe der Jahreszeiten eine von den Aeußerungen des gestörten Seelenlebens?

Ihre Antwort widerlegte jedoch diese Annahme.

Gewiß würde ich dies nicht gethan haben, sagte sie, und der Grund ist ganz einfach. Ich lebe in freiwilliger und doch nach meinem Schicksal nothwendiger Trennung von der Welt, die mir nichts mehr geben kann, von der ich nichts mehr will. So ist denn die Natur, insoferne sie mir im nahen Wald und Feld, in diesem Berg und Thal zugänglich bleibt, meine Welt, ja meine Heimath, mein Haus, der heiligste Raum meines Lebens. In diesen führt man nicht fremde Gäste, die bloß als einen Gegenstand frivoler Neugierde betasten, was uns ein Theil des eigenen Herzens ist. Die Natur ist mein einziges, mein letztes Besitzthum. Auch dieses mit dem Bedürftigen zu theilen, fordert die Menschenliebe, aber doch wohl nur in der Voraussetzung, daß er ein wirkliches Bedürfniß darnach, eine wahre Freude daran habe, daß er es nicht als ein Spielzeug behandle und endlich gleichgültig wegwerfe. Nun sehen Sie, mein lieber Herr, die Leute, die nur im Sommer auf das Land ziehen und nur, weil sie es in der Stadt, die um diese Zeit ihre Theater und Concertsäle schließt, schon durchaus gar nicht mehr aushalten können, sie sind die fremden Gäste, denen die Natur ein Gegenstand frivoler Neugierde, ein Spielzeug ist, das sie wegwerfen, sobald der Winter naht. Ich tadle sie nicht, sie sind eben die Glücklichen, denen ihre Freuden, die der Welt wie der Familie, nicht Zeit und Gelegenheit geben, zu erfahren, daß die Natur nur Denjenigen ihre Genüsse ganz erschließt, die keine anderen mehr haben, daß sie

gleich dem Jehova des alten Testamentes ein eifersüchtiger Gott ist, der keine anderen Götter neben sich duldet. Ich tadle sie nicht, allein wie könnte ich Gemeinschaft mit ihnen haben? Und doch würde ich einen Genossen meiner Naturliebe sehr willkommen nennen. Es ist wohl eine Unbesonnenheit von mir, daß ich ihn in dem Mann vermuthete, der diese Landschaft im Winter aufsucht, wer weiß, in welcher geschäftlichen Absicht, die mit meiner Thorheit gar nichts gemein hat.

Wenn der Leser nicht vergessen hat, daß ich ihm die Motive erzählte, die mich stets zur Weihnachtszeit aus der großen Stadt forttrieben, so wird er ermessen, wie sehr diese Worte der seltsamen Frau mich treffen mußten. Ich brauchte nur der Wahrheit Stimme zu leihen, um sie zu überzeugen, daß hier ein wunderbarer Zufall zwei Menschen zusammengeführt hatte, die sich in einer gleichen und nicht häufig vorkommenden Auffassung des Gefühls für die Natur begegneten.

Wir waren während dieses Gespräches zum Schlosse gelangt, hatten das Portal überschritten und befanden uns am Fuße der breiten und schönen Treppe, als ich erst bemerkte, daß ich schicklicherweise wohl nicht weiter mit vordringen konnte. Ich blieb stehen; die Freifrau, die bereits einige Stufen erstiegen hatte, wandte sich um, und mit einem Ernste, dessen etwas gebieterischer Ton ohne Zweifel aus dem Wunsche hervorging, einer ihr angenehmen Vorstellung bis auf den Grund zu

schauen, um sich von der vollen Wahrheit zu überzeugen, fragte sie:

Rein also aus Liebe zur Natur haben Sie diese Winterreise unternommen und gerade in diese von der Residenz so weit entlegene Gegend?

Wie sie jetzt vor mir stand, die zierliche Gestalt, der die Treppenstufen zu einem würdig erhöhenden Piedestal dienten, im Antlitz einen fast beklommenen Ernst, eine Antwort erwartend, die, an sich unwichtig, nur ihrer Abgeschiedenheit und Vereinsamung bedeutungsvoll vorkommen konnte, da wäre es mir eine unmögliche Entweihung alles dessen gewesen, was in meinem alten Herzen noch an Poesie übrig war, wenn ich eine Unwahrheit gesagt hätte. Ich entgegnete daher:

Ich bin Custos der Kunstschätze des Fürsten***). Oft hörte ich meinen lieben Gebieter begeistert von einem Gemälde sprechen, daß sich in der Sammlung dieses Schlosses befinden soll. Zwar nicht einer Hoffnung, aber doch einer leichten Möglichkeit, des Bildes ansichtig zu werden, wollte ich Raum lassen, als ich meinen gewohnten Weihnachtsausflug diesmal hieher lenkte.

Ein Schatten flog über ihre Züge, und mit einer gewissen Herbheit des Tones sagte sie: Welchen Namen führt das Bild, das Sie meinen?

Ich erwiderte: Es ist Ary Scheffer's heilige Monica mit ihrem Sohne, dem heiligen Augustin.

Sie wurde bleich und starrte mich einige Augen-

blicke erschrocken und neugierig zugleich an. Als ich in meinem unschuldigen Bewußtsein diesen Blick mit ruhiger Treuherzigkeit aushielt, senkte sie die Augen, und eine leise Röthe stieg in ihr Antlitz. Abermals erhob sie dann ihre Augen auf mich, und mit dem Tone und der Miene einer inneren Beschwichtigung, wie nach dem Aufgeben eines grundlosen Mißtrauens, sagte sie: Sie sollen das Bild sehen; das Tageslicht reicht gerade noch dazu aus, in einer Stunde bricht die Dämmerung an.

Nachdem ich ihrem Wink gehorchend mit ihr die Treppe emporgestiegen, gelangten wir in einen Corridor, wo es bereits dunkelte. An einer Thüre blieb sie stehen und bedeutete mich einzutreten. Ich öffnete und breitete die Portière auseinander, die hinter mir zufiel, ohne daß die Freifrau mir folgte. Allein stand ich in einem luxuriös aber in einheitlichem Stil ausgeschmückten Wohngemach, in das die Sonne noch mit ihren hellsten Strahlen fiel. Marmor, Sammet, geschnitztes Holz waren reichlich verwendet, doch schien all dies niemals wirklich benützt zu werden, sondern nur vorhanden zu sein, um dem Raum einen wohnlichen Schimmer zu geben, damit er nicht bloß der kahle Rahmen zu dem Bilde sei, das an der Wand hing.

Das Bild war nun freilich von seltenem Werthe und hätte jede Art von Umgebung vergessen lassen. Nur von innerem Leben bewegt, sind die beiden Figuren, die heilige Monica und ihr Sohn, neben einander hingestellt; die eine der ekstatische Ausdruck des zu

seligem Schauen gewordenen Glaubens, die andere eine Verkörperung der schmerzlichen Sehnsucht nach dem Glück des Glaubens. Das Antlitz der Heiligen ist emporgewendet, ihr Leben scheint dem Erlöschen nahe, aber in den ganz vergeistigten Zügen spiegelt sich dennoch volles Leben, wenn auch ein anderes, höheres. Dem Sohn aber ist das Licht, in dessen Glanz sie schwelgt, nur erst ein schwacher Dämmerschein, zu unsicher, zu schwankend, um die Zweifel aufzuklären, die rastlos forschenden Gedanken in einem Brennpunkt zu vereinigen. Das sagt die schwermüthige Neigung seines Hauptes, der wie in einen Abgrund niederstarrende Blick.

Im Anblick des Bildes vergaß ich Hunger und Ermüdung, und so aufmerksam und so lange hatte ich es betrachtet, daß ich es sogar unter den endlich leise darüber fallenden Schatten der Dämmerung noch immer in seiner vollen Wirkung vor mir zu sehen glaubte.

Plötzlich klang die holde Stimme des Fräuleins von Börte hinter mir. Mir unhörbar war sie eingetreten, mußte mein Entzücken still beobachtet haben, und als ob meine Gedanken laut zu ihr gesprochen hätten und sie nun das Gespräch nur fortsetzte, sagte sie: Und glaubt man nicht noch die Spuren eines Schmerzes im Antlitz der Heiligen zu sehen, während man in ihrem Anblick doch zugleich klar und voll empfindet, daß sie alles Irdische überwunden hat? Und fühlt man nicht ebenso, daß der Trotz des Sohnes nicht andauern kann, daß ein Charakter, wie er in diesen

großartigen, von leidenschaftlicher Kraft überhauchten Zügen ausgeprägt ist, unmöglich lange ein Spielball des Zweifels bleiben, sondern bald zu einer bestimmten Lebensrichtung kommen wird?

Sie sprach unverkennbar aus dem Tiefsten ihrer Seele, und so allgemein der Inhalt war, ihre Worte klangen doch wie aus dem persönlichen Resonanzboden ihres Gemüthes heraus. Ich aber, unbekannt mit der eigentlichen Natur dieses Wesens vor mir, dessen großer äußerer und moralischer Reiz mir sogar durch den Verdacht einer intellectuellen Störung getrübt war, noch unbekannter mit den Schicksalen, die auf dieses Wesen bestimmend eingewirkt haben mochten, konnte auf solche Verinnerlichung im Erfassen eines Kunstwerks nicht eingehen. Unbefangen erwiderte ich daher:

Als ein alter Galeriedirector bin ich gewohnt, zunächst nach dem zu schauen, was in der Kunst das Praktische ist: nach der Technik. Da muß ich nun gestehen, daß nichts von dem modernen Nazarenerthum verschiedener sein kann, als die Ausführung dieses Bildes. Und dennoch kann ich es mir nicht erklären, warum die Gleichgiltigkeit gegen coloristische Wirkung, was mancher andern Schöpfung dieses Künstlers trotz der edlen Reinheit der Formen zum Nachtheil gereicht, hier zur Vollkommenheit beiträgt.

Eine seltsame Bewegung, gleich dem triumphirenden Lächeln eines Engels, spielte um die Lippen des Mädchens. Sie hatte die Augen emporgeschlagen und schien

das plötzlich in ihr erregte Gefühl still für sich auszukosten. Dann wendete sie sich zu mir, noch immer mit einem Lächeln auf den Lippen, das sich aber in das eines gutmüthigen Spottes verwandelt hatte:

Sehen Sie nun selbst ein, gelehrter Kunstkenner, sagte sie, daß die Vertrautheit mit dem Technischen nicht hinreicht, ein großes Werk zu erklären? Das Bild ist von dem „modernen Nazarenerthum", wie Sie es nennen, deßhalb verschieden, weil die Frömmigkeit, die es athmet, den Glauben nicht als ein gedankenlos überkommenes Gut, sondern als ein selbsterkämpftes Ideal verherrlicht. Mehr Rücksicht auf die Farbe würde nur verhindern, daß sich der Accent voll und ungetheilt auf Gedanken und Empfindungen lege. Im Antlitz der Mutter hat das Ideal bereits gesiegt, worunter ich nicht irgend einen positiven Glauben, sondern nur eine von der Welt abgekehrte Lebensanschauung verstehe. Im Antlitz des heiligen Augustin aber ist das Ideal noch im Kampfe mit der Welt begriffen, Alles jedoch verheißt, daß es unzweifelhaft siegen werde. So herrscht in diesem Bilde dasselbe heißbewegte Leben, das in einem Menschenherzen vorgeht, wenn es durch Schuld oder Unglück auf einen Weg gestoßen wird, wo ihm nichts mehr übrig bleibt, als nach Ueberwindung zu ringen. Mir war das Bild darin eine anspornende Lehre, ein beistehender Genosse.

Sie hielt einen Augenblicke inne und fuhr dann leichtern Tones fort: Ja, das Bild ist mir ein theures

Symbol, es ist ein Stück meiner Lebensgeschichte in geheimnißvoller Schrift. Was es mir aber auch leistete, es hat jetzt seine Dienste für mich gethan, ich bin mit der Welt fertig. Und darum beschleicht es mich manchmal wie ein Vorwurf, daß dieses Bild, das noch Tausende erheben und beseligen könnte, in dem einsamen Schloß hier so verborgen bleiben soll, wie ich selbst. — Ich, ich habe nicht die Gabe, mich den Menschen verständlich zu machen, das Bild aber kann predigen, und darum müßte es eigentlich in die Welt hinaus, seine Mission erfüllen.

Diese Worte der Freifrau trafen mich wie eine freudige Hoffnung, den Plan meiner Reise verwirklichen, das Bild für meinen Gebieter ankaufen zu können. Als ich jedoch eine zaghafte Aeußerung in diesem Sinne gewagt hatte, wurde mir die seltsame Antwort:

Ja, wenn Jemand existirte, der dieses Bild verschenken oder verkaufen dürfte! Es ist aber vielleicht der einzige Gegenstand auf dieser Erde, der keinen Eigenthümer hat. Niemand, Niemand, ist im Besitz dieses Bildes.

Ihre Stimme zitterte bei dieser Rede, ihre Augen schweiften wie irre umher, und auch ihre Gesichtszüge veränderten sich. Ich fühlte, wie ich erblaßte. Die plötzliche Bewegung des Mädchens in Verbindung mit den Worten, denen keine vernünftige Deutung zu geben war, — dies erinnert mich wieder an die Geschichte, die ich von der Wirthin vernommen hatte, an die einzig

mögliche Erklärung für das unbegreifliche Verhalten der Braut in der Annahme einer Gemüthsstörung, eines Wahnsinns. Ich wurde von einem Grauen erfaßt, das von Schmerz über das Loos der Unglücklichen begleitet war, die bereits meine ganze Theilnahme gewonnen hatte.

Unwillkürlich trat ich von ihr hinweg ans Fenster. Es mochte sein, daß sie mich in diesem Augenblick genau beobachtete, weil der Rest des scheidenden Tageslichtes ganz auf mich fiel, daß sie ein gewisses Entsetzen in meinen Zügen las und vielleicht sogar den traurigen Gedanken ahnte, der es veranlaßte. Denn sie trat zu mir und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln:

Ich habe so lange, so lange schon keinen Gast mehr bei mir gesehen, daß ich in Gefahr komme, meinen Verstand um allen Credit zu bringen, indem ich Sie hier im Dunkeln und ohne Erquickung verweilen lasse, statt an Ihre Erfrischung zu denken. Ich habe Sie ja als einen müden, verirrten und gewiß auch hungrigen Wanderer angetroffen.

Und mit einem einladenden Wink ihr zu folgen, schritt sie der Thüre zu, durch die sie eingetreten war. Ich wollte Einwendungen machen, darauf bestehen, ins Dorf zurückzukehren, um nicht unbefugter Weise die ihr gewohnte Einsamkeit zu stören, sie aber schnitt ferneren Widerstand durch die Bemerkung ab:

Es ist ja heute der 24ste December. Wollen Sie mich um eine ganz unerwartete Weihnachtsfreude wieder bringen?

Ach, ich bin ein zu altes Kind, um den Weihnachtsbaum zu umhüpfen, warf ich noch ein.

O! rief sie, bin ich nicht durch mein Schicksal auch schon eine Greisin? Gewiß hat man mich Ihnen im Dorf unten ein altes Mütterchen genannt, sonst hätten Sie mich nicht in meiner Crescenz zu sehen geglaubt. So zünden wir uns denn heute den Weihnachtsbaum des Alters an: die Erinnerung.

Das schien mir einen willkommenen Aufschluß anzukündigen. Vielleicht, dachte ich, hat das Fremde und Räthselhafte dieser Erscheinung doch noch einen anderen Erklärungsgrund als den schauerlichen, der im Munde der Leute lebt.

V.

Licht, Wärme und Behagen verbreitete der elegant eingerichtete Speisesaal, der uns aufnahm. Ich bemerkte erst jetzt, daß die Toilette des Fräuleins von Börte bei aller Einfachheit nicht ohne Schmuck war und einen beinahe festlichen Anstrich hatte. Dabei übte das Fräulein die kleinen Pflichten gegen den Gast mit einer nach den vorhergegangenen Aeußerungen, welche eine trübe Grundstimmung ihres Wesens gar nicht verbargen, überraschenden Heiterkeit.

Als wir später am Kamin einander gegenüber saßen, konnte ich nicht umhin, ihr darüber eine Bemerkung zu machen. Sie waren wohl immer sehr glück-

lich, erwiderte sie, und ein großer Schmerz muß niemals bei Ihnen eingekehrt sein, wenn Sie voraussetzen, daß er sich nur in einem ununterbrochenen, menschenscheuen Trübsinn, in fortwährenden Seufzern und Geberden der Melancholie äußern könne. So lange der Schmerz noch beständig an der Miene der Düsterkeit festhält, ist er noch nicht ganz dem Innersten der Seele eingeimpft, ist es noch immer möglich, daß er plötzlich einem Trost, wenn nicht einer Freude weiche. Anders ist die Wirkung gänzlicher Hoffnungslosigkeit. Sie concentrirt nicht fortwährend alle Saiten des Innern in einem einzigen Accord, in dem Weh über ein plötzliches Unglück, sie stimmt vielmehr alle diese Saiten um vieles tiefer herab und macht sie schlaffer. Die Fähigkeiten zur Freude, zur Unterhaltung, zum Lächeln und selbst zum Lachen sind noch alle vorhanden, aber matt und gebrochen. Dem Herzen sind die Schwungfedern ausgerissen: innerhalb der Sphäre seines Schmerzes, die es von allen Seiten umgiebt, kann es noch heiter scheinen und lächeln, aber über diese Sphäre hinaus kann es sich nicht mehr erheben.

So kömmt es, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, daß ich sogar noch immer heitere Geselligkeit liebe, aber nur in zwei Arten, entweder als Gesellschaft starker und erhabener Geister, oder als Verkehr mit den Leuten, die keinen Geist haben, aber dabei auch die große Tugend besitzen, keinen Geist haben zu wollen. Einem Kreis von Weisen, Künstlern, Poeten zum

Mittelpunkt zu dienen, so daß ich mit der Prinzessin Eleonore sagen könnte:

„Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen"

habe ich nicht die geistigen und auch nicht die materiellen Mittel. Dafür ist es dem Gemüthe wie ein Naturgenuß, zuweilen mit Menschen aus dem Volke zu verkehren, so lange sie in ihrer Unbewußtheit die Typen bestimmter Berufszweige und Beschäftigungen bleiben und treu und wahr gar nichts anderes sein wollen. Nur für die Geselligkeit, die in der Mitte zwischen beiden Classen liegt, die es geistreich findet, den Geist auf bloßen Zeitvertreib zu verwenden, der sich selbst letzter Zweck ist, habe ich nicht mehr Fröhlichkeit des Herzens genug, bin ich schon zu alt und zu unglücklich.

Als ich nun meine Freude und Verwunderung äußerte, daß gerade mir, der ich mich zu jener mittleren Classe von Geselligen zählen mußte, die Gunst eines Verkehrs mit ihr zu Theil geworden; als sie mir hierauf in zartester Weise deutlich gemacht, daß meine sichtbare Liebe zur Natur, mein Zusammenhang mit der Kunst und endlich auch meine ergrauenden Haare ihr Entgegenkommen weckten, floß das Gespräch in so vertraulicher Weise fort, daß ich es zuletzt wagen konnte, nach den Motiven ihrer früheren Aeußerung zu fragen, das Bild hätte keinen Eigenthümer, der es verschenken oder verkaufen dürfte, und wäre überhaupt ein Gegenstand ohne Besitzer.

Der Aufschluß, den ich hierauf von Fräulein von Börte erhielt, lös'te mir zugleich das Räthsel ihres Schicksals und war so vollständig, daß, als ich in später Nachtstunde das Schloß verließ, um des andern Tages zur Stadt und zum Amte zurückzukehren, alle Einzelheiten der Begebenheit vor meinem Gedächtniß standen, als ob ich sie selbst erlebt hätte. Nichts ist davon im Laufe der Zeit verblaßt, und mit der innigen Verehrung für die Unglückliche hat sich auch stets eine Art von Reue in mir erhalten, daß ich, ob auch unschuldiger Weise, bei dem hochbegabten Wesen jemals eine intellectuelle Störung hätte voraussetzen können.

Als sie mit ihrem Vater das Jagdschlößchen im Gebirge bezogen hatte, das einzige Habe, das dem tiefverschuldeten Cavalier bei seinem Rückzug aus der großen Welt noch unangetastet geblieben war, hatte sich das noch sehr junge Mädchen nicht gerade freudig in die ihr auferlegte Einsamkeit gefügt. Dennoch siegte ihr von Natur aus fröhliches Herz immer häufiger über die Lust zu klagen, sie befreundete sich täglich mehr mit der landschaftlichen Schönheit ihres Aufenthaltes, und es blieb ihr, nachdem kaum zwei Jahre so weltentrückten Lebens abgelaufen waren, kein andrer Wunsch mehr, als daß, wenn schon die Geselligkeit sowohl als der Luxus der Einrichtung aus dem Schlosse verbannt waren, diese doch mindestens mit einigen Kunstgegenständen geschmückt werden möchte.

Der Vater, unterrichtet von diesem Wunsche, aber

ohne Ahnung, wie er ihn seinen Mitteln angemessen, besonders jedoch mit Vermeidung von Reisen nach großen Städten erfüllen sollte, ergriff das Zusammentreffen mit einem jungen Landschaftsmaler, der sich die Aufnahme der Gegend in sein Skizzenbuch sehr angelegen sein ließ, wie ein Mittel, dem Wunsch seiner Tochter die Möglichkeit der Erfüllung zu erschließen. Der Baron nahm den jungen Mann mit auf das Schloß, um ihn hinsichtlich der Anschaffung verkäuflicher Bilder und plastischer Gegenstände zu Rathe zu ziehen. Die junge Dame wurde der Unterredung beigezogen, weil ihre Ansichten und Bedürfnisse bei jeder zu treffenden Entscheidung maßgebend sein sollten.

Vater und Tochter fanden Vergnügen an dem offenbar höchst gebildeten jungen Manne, namentlich aber an seinem überaus heitern Wesen. Er kannte die Kunstzustände der Hauptstadt, ja des Landes und der Fremde genau, hatte große Reisen gemacht, Vieles gesehen und Erfahrungen in seinem Fache gesammelt. Dennoch wollte er nicht Antworten ertheilen, mit denen sogleich Alles abgethan gewesen wäre, was man von ihm verlangte, sondern berief sich darauf, daß er noch einmal sehen, noch einmal kommen müsse, wobei sein Auge, indem es brennend auf dem Mädchen ruhte, sich doch in eine träumerische Ferne zu verlieren schien.

Der Baron äußerte, ob nicht der junge Mann selbst ein Künstler wäre, dessen Werke man an sich zu bringen trachten müsse, und fragte wiederholt nach seinem

Namen. Allein der Maler betheuerte, daß er noch nicht so Erhebliches geleistet hätte, daß seine Specialität eigentlich nur die Kunstkennerschaft wäre, und bewies, daß er wirklich den unberühmten Namen Leo Thurn führte.

Unberühmt ist dieser Name nicht, versetzte der Baron, Thurn nennt sich ja der zwei- und dreifache Millionär, dessen landwirthschaftliche und Fabrik-Etablissements der König selbst als eine Zierde des Landes gepriesen hat.

Es giebt so viele gleichlautende Namen, erwiderte der junge Mann, eine etwaige Vermuthung leichthin ablehnend. Schon wenige Tage nach seinem Scheiden trafen mehrere werthvolle Kunstwerke auf dem Schlosse ein, darunter auch das Bild von Ary Scheffer: „die heilige Monica mit ihrem Sohne.“ Thurn schrieb, der Baron möge einstweilen beschauen, prüfen, sich auf eine Wahl vorbereiten; über Art und Mittel der Erwerbung wolle er später mündlich mit ihm verhandeln. Auch ließ der junge Mann in der That nicht lange auf sich warten, doch führten die Verhandlungen bei seinem geschickten Ausweichen, so oft von einem Ankauf ernstlich die Rede sein sollte, zu keinem andern Ziele, als daß stets mehr Kunstwerke eintrafen und die Besuche des jungen Mannes in stets kürzeren Zwischenräumen erfolgten.

Dem Baron mochte dies bei dem vollkommen edelmännischen Benehmen Thurn's, bei seinem feinen Tact

und Tone durchaus nicht fremdartig erscheinen, eher zu einer fraglichen Gewohnheit werden; zugleich war der alte Freiherr so durchdrungen von seinem Standesbewußtsein und setzte in dieser Beziehung auch im Gefühle seiner Tochter so unüberwindliche Schranken voraus, daß er in ihrem stets traulichen Verkehr mit Thurn keine Gefahr sah. Doch sollte er hierüber früh genug belehrt werden. Eine mit aller Macht aufkeimende Leidenschaft verzehrte die Vorurtheile spurlos, denen das Mädchen allerdings durch Geburt und Erziehung gleichsam unbewußt, unterworfen gewesen war. Immer höher entflammt durch die unaussprechliche, innige Liebe Thurn's, schwur sie sich ihm mit Wort und Kuß als die Seine zu, keine Gewalt der Erde sollte Macht genug haben, dieses Bündniß zu lösen.

Leo Thurn blieb mitten in seinem berauschenden Glück weltklug genug, um überzeugt zu sein, daß er bei dem Vater kein leichtes Spiel haben werde. Doch vertraute er einem Coup, den er sich absichtlich für den alten Herrn aufgespart hatte. Früher war Thurn beflissen gewesen, vor dem Edelmann nur als ein armer Künstler zu gelten, weil er nur unter diesem Titel Zutritt hatte erlangen können. Jetzt, bevor noch die sprachlose Ueberraschung des Barons über die unerhörte Kühnheit der Werbung sich zu einem Worte hatte aufraffen können, legitimirte sich Thurn als der einzige Sohn und Erbe des berühmten Millionärs. Wer weiß aber, ob selbst dieser imponirende Umstand dem alten

Edelmann über das Entsetzen vor einem bürgerlichen Bewerber hätte hinweghelfen können, wenn Leo, mit den zerrütteten Verhältnissen des Cavaliers wohl vertraut, ihm nicht einen Vertrag in die Hände gespielt hätte, aus welchem unter allerlei plausibel gemachten Vorwänden und Berechtigungen derartige Vortheile für den Baron hervorgingen, daß sie ihm die materielle Restauration seines Namens, seiner Güter, seines mit so brennendem Schmerz aufgegebenen Glanz- und Hoflebens gestatteten.

Noch immer ein wenig seufzend fand sich der Baron, bestochen durch den unerwarteten Reichthum, der ihm werden sollte, immer williger in den Gedanken an den bürgerlichen Schwiegersohn, und wenn jetzt außer Kunstwerken auch Luxusgegenstände aller Art eintrafen, weil Leo die Stätte, wo er himmlisches Glück gefunden hatte, aus Dankbarkeit zu einem Feenpalast herausschmücken wollte, so tröstete sich der Baron über die „unnatürliche“ Verbindung, wie er sagte, mit der Betrachtung der zahlreichen Beispiele von Annäherung des Adels an die Industrie. Die ganze Gegend, über welche das Glück der Liebenden sich in zahlreichen Wohlthaten zu ergießen schien, sah den Baron lächelnd das Glück seines Kindes beobachten und hielt ihn selbst für beglückt.

Für die große Welt war das Bündniß noch so viel wie Geheimniß, aber der Verlobungstag war festgesetzt, an welchem es allgemein bekannt werden sollte. Da traf eines Morgens im Spätherbste eine Staffette im Schlosse ein mit einem Schreiben für den Baron.

Er las und begab sich mit dem Briefe in der Hand in das Zimmer seiner Tochter. Eine besondere Aufregung hatte Gewalt über ihn gewonnen, in dem Grade, daß sie ihm Anfangs das Sprechen verwehrte. Endlich beantwortete er das stumme Erstaunen des Mädchens mit der Aufforderung, sich an seiner Seite niederzulassen und genau auf seine Worte zu achten.

Es ist dir unbekannt, begann er, daß unser Haus zwei Seitenlinien hat, welche beide den gräflichen Namen Rudenkron-Börte führen. Uralte Familienfeindschaft, die noch aus der Zeit des Glaubenswechsels während der Reformation stammt, hat sie uns bisher ferne gehalten, obgleich die Freiherren von Börte die eigentlichen Stammhalter des Geschlechtes sind. Von den beiden Linien ist die eine reich begütert, die andere ziemlich herabgekommen. Die Majoratsherren beider Häuser, noch unvermählt, führen beide den Vornamen Lothar. Einer von ihnen wirbt um deine Hand. Er will, von meinen finanziellen Verhältnissen unterrichtet, die äußerliche Stellung meines Hauses neu begründen helfen; er ist also der reiche Lothar. Durch die Verbindung will er zugleich eine traditionelle Feindschaft, die längst jedes berechtigte Motiv verloren hat, gründlich beenden. Ich stimme bei — du natürlich auch.

Das Mädchen stand auf, legte die Hand auf die Stirne des Freiherrn und fragte mit ernster Besorgniß: Bist du nicht wohl, Papa?

Er drängte ihre Hand etwas unsanft zurück.

Keinen Scherz! rief er; Graf Lothar kömmt heute Abend hier an, stellt sich dir erst vor, wie es die Form erheischt, bringt bei mir dann die förmliche Werbung an, und nachdem der Heirathscontract besprochen ist, bist du, würdig der Standesehre deines Hauses, verlobt, die Braut des Grafen Rudenkron-Börte.

Aber um Gotteswillen! War denn Alles, was wir bisher erlebten ein Traum, oder bin ich in diesem Augenblicke die Beute einer sinnlosen Fieberphantasie?

Was findest du phantastisch daran, daß du, eines Edelmanns Tochter, einen Edelmann heirathest?

Und Leo Thurn! schrie sie mit aller Gewalt ihrer Stimme, als hätte dieser lautgerufene Name den finstern Zauberbann brechen müssen, unter welchem sie jetzt zu stehen glaubte.

Ah, sagte der Baron lachend, da sind wir nun doch bei der Fieberphantasie! Die Tochter des hochgebornen Freiherrn von Börte, Kämmerers und Ordens-Commandeurs, das Eheweib des Fabrikantensohnes, des Abkömmlings von Geldmäklern und Wucherern! Der Himmel ist mir besonders gnädig, daß er noch rechtzeitig eingreift, sonst wäre das tolle Hirngespinnst am Ende möglich und wirklich geworden. Ich bin nur deßhalb zu entschuldigen, einen Augenblick ernstlich daran gedacht zu haben, weil man in dieser Einsamkeit ganz aus Rand und Band kömmt und vergißt, daß man ja auch noch zu dieser Welt gehört, wie sie Gott eingerichtet hat. Nur mich dieser Brief wieder in die

Fugen gebracht hat, schaudere ich vor dem Abgrund, an dem wir standen.

Das Mädchen starrte ihn mit so stieren Blicken eines fast übermenschlichen Erstaunens an, als wäre sie wahnsinnig, oder betrachte einen Wahnsinnigen. Er mußte unwillkürlich in seiner Rede innehalten, sagte aber dann:

Du fürchtest vielleicht die kleinen Verdrießlichkeiten bei der Lösung der widernatürlichen Beziehung zu dem Kaufmann — wie heißt er? Sei unbesorgt, ich werde kurzen Prozeß machen und die nöthigen Schreibereien auf mich nehmen. Die Sache ist so gut wie fertig.

Fertig und abgeschlossen ist, erwiderte sie langsam, absichtlich jedes Wort betonend, daß ich die Braut des Mannes bin, welcher den Namen Leo Thurn führt, und daß ich bis an mein Ende nicht von ihm lassen werde. Dem Manne aber, der in der Absicht kömmt, um die Braut eines Andern zu werben, verschließe ich meine Thüre.

Ich habe dir hierauf nur Eins zu sagen, sprach der Baron mit erzwungener Gelassenheit; wäre mir an deiner Stelle ein Sohn geboren worden, so müßte er zur Ehre seines Namens und seines Standes jeden Augenblick bereit sein, sein Leben zu opfern oder sein Glück preiszugeben. Er müßte, so oft der Augenblick es fordert, mit dem Schwerte in der Hand den Feinden seines Hauses oder seines Gebietes entgegentreten, und weder eine zärtliche Neigung, noch ein früheres Versprechen dürfte ihn hindern. Er wäre beschimpft und

entehrt und verflucht, wenn er sich weigerte, seine Pflicht zu erfüllen. Und glaubst du, weil du deinem Stande zufällig als Weib geboren wurdest, du wärest aller Pflichten gegen ihn los und ledig? Du hast nicht die Aufgabe, für die Ehre des Hauses nöthigenfalls zu sterben, aber wohl für sie zu leben. Und wenn du eine Gelegenheit, die dir der Himmel giebt, dieser Pflicht glorreich zu entsprechen, aus Feigheit und Egoismus zurückstößest, so trifft dich der Zorn, die Verachtung deiner Genossen, der Fluch deines Vaters, und verfolgt dich bis an dein Lebensende.

Lieber todt sein, als von ihm lassen! rief sie mit Trotz und Erbitterung.

Der Baron brach in ein höhnisches Gelächter aus: Todtsein! Du redest schon recht bürgerlich, das macht der schlechte Umgang. Als ob Todtsein etwas Schreckliches, als ob es eine Leistung wäre, die dich deiner Pflicht enthöbe. So denken romantische Kaufmannsjünglinge. Aber auch Todte können als Ehrlose betrachtet werden, und daß sie lieber sterben als würdig handelten, rettet sie von der Schande nicht. Glaubst du, ich weiß nicht, daß du leidest, ja daß dir das Herz vielleicht brechen kann, indem du es an das eines ungeliebten Mannes legen sollst? Und dennoch fordere ich es von dir, wie ich meinem Sohne im Felde selbst die Waffe in die Hand drücken würde, in dem Augenblicke, da die Kugeln schon pfeifen. Sichtbar deutet der Himmel selbst mit dem Finger darauf hin, was du

zu thun hast. Tochter eines verarmten Edelmannes, durch Noth und Beschämung dem Abfall von deinem Stande nahe gebracht -- steht plötzlich ein Retter vor dir, ein Mann deines Ranges, geneigt über deine Armuth hinwegzusehen, weil mit den Mitteln ausgerüstet, die Würde des Hauses auch vor der Welt im alten Glanze zu wahren. Und du wolltest fahnenflüchtig werden, aus bürgerlichen Vorurtheilen an dir und mir, an deinem Beruf und an deiner wahren Ehre treulos handeln?

Den ganzen Tag über dauerte dieser Kampf zwischen Vater und Tochter. Immer leidenschaftlicher ward die Aufregung Beider, und endlich — der Abend war schon angebrochen, die Uhr zeigte die Stunde, welche den Grafen Lothar bringen sollte — schwur der alte Freiherr, daß ihm, wenn sein Wille nicht geschähe, nur ein Schritt blutiger Verzweiflung übrig bliebe, nicht wegen Vereitlung der Heirath selbst, die ihn allerdings auf die wünschenswertheste Weise dem Leben in der großen Welt zurückgeben würde, sondern aus Scham über die Gleichgültigkeit und Ehrlosigkeit seines Kindes.

Wie eine Glocke von Blei mochte die Stimme der Gequälten geklungen haben, als sie ihrem Vater sagte:

So mag Graf Lothar kommen; ich werde thun, was du willst.

Wenige Augenblicke später ritt der Erwartete in Begleitung eines Dieners auf Pferden, die er sich vom

Postmeister der letzten Station hatte geben lassen, in den Hof. Der Freiherr empfing ihn mit der gebührenden Förmlichkeit und führte ihn in den Salon, um ihn seiner Tochter vorzustellen, die kaum fähig, sich von ihrem Sitze zu erheben, nicht verstand, was er sagte, und selbst seine Gestalt nur wie unter einem Nebel sah. Die Lippen fast tonlos bewegend, wenn sie sprechen wollte, verbeugte sie sich mechanisch, als nach etwa einer Viertelstunde der Graf sich erhob und dem Freiherrn in ein anderes Gemach folgte.

Betäubt, besinnungslos blieb sie zurück, sie wußte nicht wie lange. Es bedurfte jedenfalls geraumer Zeit, ehe sie in der Art von wacher Ohnmacht, in der sie sich befand, deutlich erkannte, daß ihr Vater wieder neben ihr stand und daß der Graf nicht mehr anwesend war. Allmählich faßte sie auch den Sinn der Worte, die zu ihr gesprochen wurden, und die ihr erst nur ein dumpfes Brausen geschienen hatten.

Du hast besonderes Glück, sagte der Baron, und ich habe mich schrecklich getäuscht. Als ich mit dem Grafen die materiellen Arrangements treffen wollte, stellte sich heraus, daß er der arme Lothar, nicht der reiche ist. Seltsam! Während man von deiner Verlobung mit Leo Thurn in der Welt noch nicht das Geringste weiß, hat sich doch das Gerücht verbreitet, daß mir große Reichthümer in Aussicht ständen, vielleicht weil in der That durch Thurn auf meinen Namen Güter eingekauft wurden, die dann auf dich über-

gehen sollten. Man hält das Haus Thurn und Comp. für meinen Banquier. Das stach dem gräflichen Don Quixote in die Augen. Ich mußte der Täuschung rasch ein Ende machen, nachdem ich über seine Verhältnisse ebenfalls enttäuscht worden. So hat sich Alles friedlich in Nichts aufgelöſ't. Der Besuch des Grafen und seine Absichten werden von ihm wie von uns verschwiegen werden. So ist der ganze Zwischenfall wie non avenue. Es ist nur gut, daß uns eine Ressource bleibt.

Welche Ressource? fragte das Fräulein, auf welches der Bericht von der ganz unerwarteten Wendung des Falles nicht den geringsten Eindruck gemacht zu haben schien.

Nun, erwiderte der Baron mit einiger Veränderung, da Alles bleibt, wie es vor dem Besuch des Grafen gewesen, so erlebe ich doch noch und zum Aerger und zur Beschämung der Verwandtschaft die Wiederherstellung meines äußern Glanzes, wenn auch durch bürgerliche Hände. Freilich durch einen Rudenkron-Börte wäre es erwünschter gewesen. Sollte nicht Thurn heute oder morgen kommen?

Das Mädchen erhob sich jetzt, ihre frühere Spannkraft schien zurückgekehrt, flammenden Auges rief sie dem Baron zu: Zerstörer meines Lebensglücks! Wohl wird Thurn wiederkehren, aber ich werde ihn nicht mehr sehen. Könntest du denken, daß ich dem heißgeliebten Manne die treulos gewordene Hand reichen würde? Mit meiner Zustimmung, den Grafen Lothar

als Bewerber um mich zu empfangen, habe ich die Ehe gebrochen, bevor sie noch geschlossen war. Nie mehr Leo's redliche Augen auf mir ruhen zu sehen, vor denen ich in Scham versinken müßte, ist das Einzige, wofür ich noch zu sorgen habe.

Sie wendete sich von dem wie erstarrt stehenden Manne ab, um den Salon zu verlassen, kehrte aber noch einmal zurück.

Eine einzige Wohlthat, sagte sie, erflehe ich von dir und vom Schicksal: Niemand wisse, wie tief ich gefallen, wie sehr ich gesündigt. Das Schamgefühl vor dem Geliebten bleibe mir erspart, während ich an dem nagenden Bewußtsein zu Grunde gehen werde. Dich, mein Vater, wird eigene Scheu zwingen, Thurn den von dir beabsichtigten Wort- und Treubruch zu verschweigen, und die Welt hat kein Mittel, die Wahrheit zu errathen, weil Graf Lothar Ursache hat, von seinem Besuche nicht zu sprechen. So wird der Geliebte nichts von meiner Schuld erfahren und mag es immerhin für Wahnsinn halten, daß ich mich weigere, ihn jemals wieder zu sehen.

Ein Thränenstrom brach aus ihren Augen, als sie den Vater verließ, um sich in ihr Gemach zurückzuziehen.

Dies begab sich an demselben Tage, als Leo Thurn auf der Station kein Reitpferd bekam, weil ein Cava-

lier mit seinem Diener ihm zuvor gekommen war. Wie der ahnungslose Mann die Nacht im Wirthshause zubrachte und was sich am andern Morgen begab, ist bereits aufgezeichnet worden, ebenso wie seine vergeblichen Versuche, sich nach dem bald erfolgten Tode des Barons der Geliebten wieder zu nähern. Die Kunstwerke und Luxusgegenstände, mit denen er das Schloß ausgeschmückt hatte, nahm er nicht zurück, sondern schrieb darüber an seine frühere Braut: „Wenn ein unbegreifliches, nie zu errathendes Schicksal über uns Beide so grausam verfügte, daß es uns blind und zwecklos aus dem nahen Glück verstieß, so soll auch über diese Gegenstände kein vernünftiger Wille entscheiden. Mögen sie jetzt bleiben, wo sie sind, und nach Ihrem Tode mag der Zufall damit schalten, wie er will. Die Sachen haben keinen Eigenthümer. Mir sollen sie, die Zeugen eines für gewiß gehaltenen Glückes, nicht zurückkehren; seelenlos gewordene Quäler und Folterinstrumente wären sie mir, weil sie von vergangenen Tagen sprächen."

Das Bild der heiligen Monica und ihres Sohnes trug dazu bei, die Seelenbitterkeit der Unglücklichen zu friedlicherer Resignation, zu einer Art Weltüberwindung abzuklären. Als zufällig ein wandernder Waarenverkäufer sie „Freifrau" titulirte, statt Baronesse, hielt sie jenen Titel mit besonderer Vorliebe fest; er bedeutete ihr die von allen Beziehungen zu einer nichtigen Welt freie Frau.

Die Judenbuche.

Von Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. — Hannover, Carl Rümpler. 1860.

Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff wurde am 12. Januar 1798 in Hülshoff bei Münster geboren und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in der Abgeschiedenheit ihres Landhauses Rischhaus bei Münster, in stetem Verkehr mit der Natur und der ländlichen Bevölkerung ihrer westphälischen Heimath, ihren Geist rastlos nährend mit wissenschaftlichen Studien, zu denen eine treffliche Jugendbildung den Grund gelegt hatte, und für manche Entbehrung und schwere Prüfung ihres Herzens Trost suchend in ihrer Dichtung, die eben wegen dieser tiefen und innigen Eigenart, der starkmüthigen, hie und da herben Gesinnung der Dichterin noch immer nicht zur vollen Anerkennung durchgedrungen ist. Niemand aber, der den echten Hauch dieser wahrhaft dichterischen Seele jemals empfunden, hat ihrem Zauber widerstehen können, wie auch Alle, denen es so gut ward, ihr persönlich nahe zu treten, in fester Treue ihr ergeben blieben. Im Jahre 1841 nöthigte sie zunehmende Kränklichkeit, mildere Luft aufzusuchen. Sie lebte einige Jahre auf Schloß Eggishausen im Thurgau, dann von 1844 an auf Schloß Meersburg bei ihrem Schwager von Laßberg, wo sie am 24. Mai 1848 starb. Ihre „Gedichte" erschienen 1844 in Stuttgart (J. G. Cotta'scher Verlag, 1873 die dritte Auflage), nach ihrem Tode aus ihrem Nachlaß „Das geistliche Jahr, nebst einem Anhange religiöser Gedichte" (ebendas. 1852) und „Letzte Gaben" (Hannover, Carl Rümpler, 1860).

Wohl nie hat ein großes Talent weniger Neigung und Geschick besessen, sich mit einem Publikum in Verbindung zu setzen, ja auch nur an ein Publikum von Auserwählten zu denken; mit andern Worten: nie war ein Poet weniger Schriftsteller, als diese größte lyrische Dichterin, die Deutsch-

land je besessen hat. Es wird dies weniger fühlbar in den intimsten lyrischen Bekenntnissen, zu deren Reiz ja eine gewisse Verhülltheit auch bei weit bewußteren Lyrikern nicht wenig beiträgt. In den Balladen und erzählenden Dichtungen dagegen hindert dies Insichgekehrtsein, dieser Verzicht auf jeden Effect, sogar auf Kosten der echten Wirkung, vielfach den reinen, durchsichtigen Fluß der Darstellung, und die Vorliebe der Dichterin für das Geheimnißvolle, ewig Räthselhafte im geistigen Leben wie in den Mächten der Natur erhöht noch die Dunkelheit ihres Stils. Auch die einzige Erzählung in Prosa, die sich in ihrem Nachlaß vorfand, trägt Spuren dieser Neigung zum Dunkeln. Daneben aber — welche Kraft und Fülle des Tons, welche Frische und Farbigkeit der Charakteristik, wie erschütternd in aller Einfachheit das Lebensbild, das hier mit einer so sicheren Herrschaft über alle Kunstmittel geschildert wird, als ob die novellistische Darstellung mit Vorliebe von der Dichterin geübt worden wäre. Und doch ist es ihr einziger Versuch in dieser Form geblieben, und selbst manche ihrer näheren Freunde haben erst nach ihrem Tode erfahren, daß ein solches Stück sich in ihrem Schatz befand, ein Kleinod, das sie selbst mehr wegen seines stofflichen Werthes zu schätzen schien, als wegen der kunstvollen Fassung und Verarbeitung, die es von ihrer Hand erhalten hatte.

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurtheils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes
Haupt! —

Friederich Mergel, geboren 1738, war der Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigenthümers geringer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte, und einer

Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen.

Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen wären die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung gerathen, oder vielmehr es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Gutsbesitzer, denen die niedrige Gerichtsbarkeit zustand, straften und belohnten nach ihrer in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiteren Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten, staubigten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmüthig getadelt oder albern gelobt worden, da Den, der sie erlebte, zu viel theure Erinnerungen blenden, und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Ueberzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen

nichts seelentödtender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, Manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorfallenden Schlägereien hatte sich Jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichthum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmüthigste, schlaueste und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstenthums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermuthigen, und der Umstand, daß Alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmützeln der Vortheil meist auf Seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel

Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigen Knaben bis zum siebzigjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, als er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhallen des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schliefen sachte weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein Anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengrau kehrte der Zug eben so schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort Einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftaback geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen ward Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfanges und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers, so wie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhaft, fremdes Vieh weidete auf den Triften, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar hol-

zigten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle Manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirthschaft im Spiel. Friedrich's Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, d. h. einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein Anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war nicht gar zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen Abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgeräth im Stich lassend. Das war freilich ein großer Scandal und Aerger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittag keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch bis spät in der Nacht vor der Thürschwelle liegend, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjecten zugezählt zu werden.

Die Wirthschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Wittwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margareth Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt sehr klug und wirthlich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es Jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir. Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponirte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus, oder brach in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu werden, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margreth eilends Thür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie Abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen,

dann ängstlich um sich schauen, rasch einen Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntniß nie über ihre Lippen kam. — Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen, erfreut, denn Margareth soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes, hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward der Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine rauhe, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon bei Zeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus dreiviertel Meilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, Abends wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappen der Bodenfenster.

Mutter, kommt der Vater heute nicht? fragte er.

Nein, Kind, morgen. — Aber warum nicht, Mutter? Er hat's doch versprochen. — Ach Gott, wenn Der Alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst.

Sie hatte sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte, und im Schornstein rasselt es wie ein Kobold. — Mutter, es pocht draußen! — Still, Fritzchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt. — Nein, Mutter, an der Thür! — Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring mich nicht um das armselige bischen Nachtruhe. — Aber wenn nun der Vater kommt? — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — Den hält der Teufel fest genug! — Wo ist der Teufel, Mutter? — Wart, du Unrast! er steht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unters Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Gegrüßt seist du, Maria!“ und „bitte für uns arme Sünder!“ Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. Ein un-

willkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — Friedrich, bist du wach? — Ja, Mutter. — Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wasser- und Feuersnoth.

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannichfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. — Hör, Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen. — Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert. — Hör! hörst du nicht? es ruft! hör doch!

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturms ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: Margareth! Frau Margareth, heda, aufgemacht! Margareth stieß einen heftigen Laut aus: Da bringen sie mir das Schwein wieder!

Der Rosenkranz flog klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde, und bald darauf hörte Friedrich sie mit trotzigen Schritten über die Tenne gehen. Margareth kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie

sei todt; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm Jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeyer todt im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margareth wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute los zu werden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und -herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: Margareth, zieh dir das nicht zu Gemüth; wir wollen Jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Muttergottes von Werl.

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margareth am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als Alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein! Dann lauter: Fritzchen, komm her! —

Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwarzen Bändern

und den verstörten Zügen. Fritzchen, sagte sie, willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen? — Mutter, Hülsmeyer stiehlt. — Hülsmeyer? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? Wer sagt dir so schlechtes Zeug? — Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen. — Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeyer ist ein ordentlicher, angesessener Mann, und die Juden sind alle Schelme. — Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Rehe stiehlt. — Kind, Brandes ist ein Förster. — Mutter, lügen die Förster?

Margareth schwieg eine Weile, dann sagte sie: Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen, und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können Niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schuppen und hole mir Reisig.

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Ueberhaupt hatte die Erinnerung an seinem Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt, wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles Uebrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das

Gefühl mancher Zurücksetzung von Seiten Anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, so lange er Kind war, Jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte, ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie Nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich sein: „Hör mal an, fein's Lisefen," und ein unprivilegirter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von andern Knaben Vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Thales, wo man ihn oft Stunden lang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war zwölf Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der thörichten Heirath seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte.

Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischaugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem dickthuende Verschlossenheit oft mit eben so gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem Jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margareth, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

Simon, bist du da? sagte sie und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen? — Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: Du bist alt geworden, Margreth! — Margreth seufzte: Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen. — Ja, Mädchen, zu spät gefreit, hat immer gereut! Jetzt bist du alt, und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen. — Ueber Magreth's vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so roth wie Blut.

Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichs't, fuhr Simon fort. — Ei nun so ziemlich und dabei fromm. — Hum, 's hat mal Einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nach-

denklich, nicht wahr? er läuft nicht mit den andern Buben? — Er ist ein eigenes Kind, sagte Magreth wie für sich; es ist nicht gut. Simon lachte hell auf: Dein Junge ist scheu, weil ihn die andern ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hülsmeyer war neulich bei mir, der sagte, es sei ein Junge wie 'n Reh.

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margreth ward selten so wohl, Jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Thränen traten ihr in die Augen. Ja, Gottlob, er hat gerade Glieder. — Wie sieht er aus? fuhr Simon fort. — Er hat viel von dir, Simon viel. Simon lachte: Ei, das muß ein rarer Kerl sein ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Eben so gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Telengrund? im Koderholze? im Teutoburger Wald? auch des Nachts und früh? — Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Thüre hinaus: Ei, da kommt der Gesell! Vaterssohn! er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrich's blonde Locken und Simon's

röthliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halbdrohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simon's Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen, als je. Doch ging Alles über Erwarten gut; Friedrich zeigte sich weder versteckt, noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich der Mutter entziehen, aber doch über den größten Theil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen solle, das ihm freilich ohnedies nicht entgehen konnte. Margareth ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vortheil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Wittwe an der Hülfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in Alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

Er ist gut, sagte sie, aber ich bin eine einsame Frau; mein Sohn ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat. Simon nickte schlau mit dem Kopf: Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon ver-

tragen, und weißt du was? gieb mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Fritzchen, zieh deine Holzschuh an! — Und bald sah Margreth den Beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des rothen Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen, blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Aeußeres erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonnenverbrannt und mit dem Ausdrucke der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit Beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an Jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die Beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und Beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte

Simon: Trinkst du gern Branntwein? giebt dir die Mutter zuweilen welchen? — Die Mutter hat selbst keinen, sagte Friedrich. — So, so, desto besser! — Kennst du das Holz da vor uns? — Das ist das Brederholz. — Weißt du auch, was darin vorgefallen ist? — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher.

Betet die Mutter noch so viel? hob Simon wieder an. — Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze. — So? und du betest mit? — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf' ich gewöhnlich ein. — So, so, Geselle! — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten Beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im

Traum. Es kam ihm vor, als ob Alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald von einander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seine Schritte unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten Beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor Kurzem die Axt unbarmherzig gewüthet hatte. Ueberall ragen Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwind mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche. — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. Sieh, fuhr Simon fort, hier haben Ohm Franz und der Hülsmeyer deinen

Vater gefunden, als er in der Betrunkenheit ohne Buße und Oelung zum Teufel gefahren war. — Ohm, Ohm! keuchte Friedrich. — Was fällt dir ein? Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los! — Er suchte den Knaben abzuschütteln. Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb, wie meinen eigenen Bruder. — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Theil des Waldes zurück, und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen, zu denen auch Simon's Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margreth schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Athem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich, und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Thurm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da, und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn übergebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Mar=

greth blieb in der Tennenthüre stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

Friedrich, wie geht's dem Ohm? Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, thu das Maul auf! Du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre. Das Kind erhob seine Stimme und gerieth dermaßen ins Stammeln, daß Margreth es um nichts mehr begriff. —

Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause? Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart, ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast. — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margreth stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — Friedrich, Friedrich! rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schrankthür, und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, d. h. einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt,

in der andern einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

Da, Johannes! sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; da ist die Violine, die ich dir versprochen habe.

Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen. — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margreth, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margreth stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von Einem auf den Andern. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrich's Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmüthigen Mitgefühls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großthun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm eben so neu als angenehm waren.

Sie saß wieder am Spinnrade.

Friedrich, sagte sie zögernd, sag einmal — und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schützling. — Nein, höre — und dann leiser: was ist das für ein Junge? wie heißt er? — Friedrich antwortete eben so leise: Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab' ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er. — Nun? sagte Margreth. — Was willst du, Mutter? — Wie heißt er weiter? — Ja — weiter nicht — oder, warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater, fügte er leiser hinzu.

Margreth stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus, mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. So, Friedrich, sagte sie, laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? hast du zu Hause nichts zu thun?

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenviolíne bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre.

Warte, Johannes, sagte Friedrich stolz, ich will dir mein halbes Butterbrod geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brod.

Laß doch, sagte Margreth, er geht ja nach Hause.

Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ißt um sieben Uhr. Margreth wandte sich zu dem Knaben: Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich? – Niemand, stotterte das Kind. — Niemand? wiederholte sie; da nimm, nimm! fügte sie heftig hinzu; du heißt Niemand und Niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf. – Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen, antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margreth auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. Ein falscher Eid, ein falscher Eid! stöhnte sie. Was ist's? Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!

So saß sie eine Weile starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. Was ist's? was willst du? rief sie auffahrend. — Ich bringe Euch Geld, sagte er, mehr erstaunt, als erschreckt. — Geld? wo? Sie regte sich, und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen. —

— Geld von Simon? Wirf's fort, fort! — nein, gieb's den Armen. Doch nein, behalt's, flüsterte sie kaum hörbar; wir sind selber arm; wer weiß, ob wir beim Betteln vorbeikommen! — Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen. — Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr! Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. Doch, fügte sie hinzu und ein Thränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß. Aber halte Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht.

Margreth legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Wittwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zu Muth gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Aehnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies Wenige verlieren soll.

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu

Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermißte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projecte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht Jemand an Ausdauer gleich. Margreth hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zuthun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rath, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deßhalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war

der Mitgenuß des Ruhms auch so ziemlich der einzige Vortheil, den Margreth aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Aeußeres verwandte und allmählich anfing, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend Jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem frühern Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmüthigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger

bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einige Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten Alles, wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutz und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigenthümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten Wochen lang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaukitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtigt bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B. freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben

dieser Zeit die Blaukittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indeß allzugroß, deßhalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouillirt, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering, und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaukittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaukittel, Blaukittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um drei Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten, und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Thalschlucht wie mit einem Goldbande schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachten Thieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und

nahmen den ihnen eigenthümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgesetze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten.

Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton hielt nur einige Secunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden, und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Thalgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern, und der Thau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenroth. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Secunden mit vorgebeugtem Oberleib, wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — Fidel, du verfluchtes Thier! Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der vom Schlafe aufgeschreckt, zuerst um sich

biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Uebel ausgegangen war.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben, und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung, Waidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

Friedrich, was war das? fragte der zuerst Erschienene. — Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle crepirte! Seinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopfe fressen. — Die Canaille hat uns gesehen, sagte ein Anderer. —

Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse, fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich und du verstehst mich auch! Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — Herr Brandes, denkt an meine Mutter! — Das thue ich. Hast du nichts im Walde gehört? — Im Walde? — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — Eure Holzfäller, sonst nichts. — Meine Holzfäller!

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters

ging in tiefes Braunroth über. Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen? — Wohin Ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht. — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: Geht voran; ich komme gleich nach.

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: Friedrich, sagte er mit dem Ton unterdrückter Wuth, meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht werth. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, Gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür soll deine Mutter, die alte Hexe, keine verschimmelte Brodrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch Beide ins Hundeloch. Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war todtenbleich, und seine Augen schienen wie Krystallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. Herr, sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegen einander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören. Er stockte einen Augenblick.

Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe, als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch ab und schritt dem Gebüsche zu. — Nein, Herr, rief Friedrich, wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen. — An der Buche? sagte Brandes zweifelhaft; nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde. — Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein.

Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen, halb liegend, den Arm um einen dürren Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos wie ein Luchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blitzte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrich's Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren, und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn viel-

leicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. Es ist zu spät, sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsche nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — Nein! sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig der Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margreth am Herd und kochte Thee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz, den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand, für sich zu behalten. Margreth sah schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor, wie fast nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? Sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

Mutter! rief Friedrich aus der Kammer. — Was willst du? — War das ein Schuß? — Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst. — Es pocht mir wohl nur so im Kopfe, versetzte er. Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgend eine unbedeutende Klatscherei, die Margreth ohne Theilnahme anhörte. Dann ging sie. —

Mutter! rief Friedrich. Margreth ging zu ihm hinein. Was erzählte die Hülsmeyer? — Ach, gar nichts, Lügen, Wind! — Friedrich richtete sich auf. — Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran. — Friedrich legte sich wieder hin. Ich will sehen, ob ich schlafen kann, sagte er.

Margreth saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Thüre klinkte, und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. —

Guten Tag, Frau Mergel, sagte er; könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? Ich komme von M. — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: Wo ist Friedrich? Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen, und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. Wißt Ihr wohl, sagte er dann, daß die Blaukittel in dieser Nacht wieder im Masterholze eine ganze Strecke so kahl gefegt haben, wie meine Hand? — Ei, du frommer Gott! versetzte sie gleichgültig. — Die Schandbuben, fuhr der Schreiber fort, ruiniren Alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden eben so lieb wäre, wie ihr Profit! — Es ist Schade! sagte Margreth. Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem

Herzen zu haben. Habt Ihr nichts von Brandes gehört? fragte er plötzlich. — Nichts; er kommt niemals hier ins Haus. — So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist? — Was denn? fragte Margreth gespannt. — Er ist todt! — Todt! rief sie, was, todt? Um Gotteswillen! er ging ja noch heute Morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken! — Er ist todt, wiederholte der Schreiber, sie scharf fixirend; von den Blaukitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht.

Margreth schlug die Hände zusammen. — Gott im Himmel, geh nicht mit ihm ins Gericht! er wußte nicht, was er that! — Mit ihm! rief der Amtsschreiber, mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr? Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margreth eilte hin, und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt, und ächzte wie ein Sterbender. — Friedrich, wie ist dir? sagte die Mutter. — Wie ist dir? wiederholte der Amtsschreiber. — O mein Leib, mein Kopf! jammerte er. — Was fehlt ihm? — Ach, Gott weiß es, versetzte sie; er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war. — Friedrich, Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doctor? — Nein, nein, ächzte er, es ist nur Kolik, es wird schon besser.

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. Geht, sagte er matt; ich muß schlafen, dann geht's vorüber. —

Frau Mergel, sagte der Amtsschreiber ernst, ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam und nicht wieder fortging? — Sie sah ihn starr an. Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen? Wollte Gott, er könnt' es! — Hat er Euch nicht von Brandes erzählt? — In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armuth vorgeworfen hat, der Lump! Doch Gott verzeih' mir, er ist todt! Geht! fuhr sie heftig fort; seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geht! — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — Friedrich, wie ist dir? Schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution! —

Mutter, Mutter, um Gotteswillen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. Friedrich, stotterte er, du sollst sogleich zum Ohm kommen; er hat Arbeit für dich; aber sogleich. — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — Ich komme nicht, sagte er barsch, ich bin krank. — Du mußt aber kommen, keuchte Johannes; er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen. —

Friedrich lachte höhnisch auf: Das will ich doch sehen! — Laß ihn in Ruhe, er kann nicht, seufzte Margreth, du siehst ja, wie es steht. — Sie ging auf

einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — Was fällt dir ein? rief sie, du kannst, du sollst nicht gehen! — Was sein muß, schickt sich wohl, versetzte er und war schon zur Thüre hinaus mit Johannes. – Ach Gott, seufzte die Mutter, wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schooß, und wenn sie groß sind, ins Herz.

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Thäter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Muthmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen, doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genöthigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, Alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamten wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten Abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein;

doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei Alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: wir sind angeführt, laßt uns heimgehen. — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werke seien. Man habe nun eine Weile berathschlagt, ob es thunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit

Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsum wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegen fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämmtlich angesessene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward herein gerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange, und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der

Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er gerathener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Heerde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmuthig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrich's Auge. Wem gehört dies? — Friedrich sprang drei Schritte zurück. Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen. Seine Augen waren rasch über das tödtliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. Ich weiß es nicht, sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — Sieh sie genau an, fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. Es ist eine Axt wie jede andere, sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: Ich kenne sie nicht. Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmuth. Er selbst wußte um nichts mehr, und

hatte nur einen Versuch zur möglichen Entdeckung durch Ueberraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht und die darauf folgenden geschärften Maßregeln der Muth genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte Unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies Alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu thun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simon's Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen, und er hoffte, es mit Hülfe des schwachen Mond-

lichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammerthür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondenschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. Sollte er nachtwandeln? dachte Friedrich und verhielt sich ganz still. — Friedrich, wohin? flüsterte der Alte. — Ohm, seid Ihr's? Ich will beichten gehen. — Das dacht' ich mir; geh in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ. — Das will ich, sagte Friedrich. — Denk an die zehn Gebote: du sollst kein falsches Zeugniß ablegen gegen deinen Nächsten. — Kein falsches! — Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen Andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sacrament unwürdig.

Beide schwiegen. — Ohm, wie kommt Ihr darauf? sagte Friedrich dann; Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen. — Ich? so? — Wo ist Eure Axt? — Meine Axt? auf der Tenne. — Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo ist der alte? — Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden.

Geh, fuhr er verächtlich fort, ich dachte, du seiest ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brennt, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh, fuhr er fort, wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Thürpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus, fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. — Er hätte

viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

Ich habe schwere Schuld, seufzte Friedrich, daß ich ihn den unrechten Weg geschickt, — obgleich — doch dies hab ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken. — So geh, beicht! flüsterte Simon mit bebender Stimme; verunehre das Sacrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brod aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammerthür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon Alles that, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor Allem ein grenzenloser Hochmuth, der nicht immer den Schein verschmähte und dann Alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpirten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzu-

ziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und Manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung Mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem Niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Uebergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war, als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu

machen wußte, so war dies der Einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im October; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichthum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen, als je. Ueberall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Thaler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war Alles auf den Beinen; vor jeder Thüre wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte Jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr Abends und Alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niedern Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, rothen und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Heerde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige

als anerkannte Künstlerin prädominirt, die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Ueberflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzirte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

Johannes! rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup! Der beliebte Tanz ward gespielt, und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die Andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

Jetzt ist es gut! sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Credenztisch; die gnädigen Herrschaften

sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört! Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. Butterdieb, Butterdieb! riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — Was ist's? was habt ihr mit unserm Johannes? rief Friedrich gebieterisch.

Das sollt Ihr früh genug gewahr werden, keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl

aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: Lumpenhund! rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Thür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte, — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffect: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. Es ist bald zehn, sagte er. Jetzt den Brautmenuet! ich will Musik machen.

Eine prächtige Uhr! sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

Was hat sie gekostet? rief Wilm Hülsmeyer, Friedrich's Nebenbuhler. — Willst du sie bezahlen? fragte Friedrich. — Hast du sie bezahlt? antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — Nun, nun, sagte Hülsmeyer, dergleichen hat man erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm. — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer

getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, theils weil es die Sitte so wollte, theils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalte vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgensonne.“ — Du hast nun genug geweint, sagte er verdrießlich; bedenke, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich. — Sie sah demüthig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er Recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spaßvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitze, und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war und nach einem kurzen, unbefriedigenden Zwiegespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Thalern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: O weh mir! warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hun=

dertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brod im Schranke! — Die Tenne tobte von Gelächter; Manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — Packt den Juden! wiegt ihn gegen ein Schwein! riefen Einige; Andere waren ernst geworden. — Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch, sagte eine alte Frau, und die Menge theilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte. Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrecht zu erhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. Was sind denn das für ein paar Figuren? — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor den Wagen rannten wie Strauße. — Auch ein paar selige Schweine aus unserm eigenen Stall! seufzte Herr von S. — Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und athemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergel's Geist verfolgt worden zu sein, als sie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geklapper, wie von aneinander schlagenden Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: O weh, meine arme Seele! hoch von oben herab. Der Eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und Beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

Dummes Zeug! sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, um sich umzukleiden. Am andern Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht springen, und es fand sich, daß Jemand ein Rohr verrückt hatte, augenscheinlich um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. Hm! sagte der Gutsherr, was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren.

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber Alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel hinab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. Furchtbares Wetter! sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt? sagte sie; Gretchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten. Alles kniete nieder, und die Hausfrau begann:

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe heran. — Um Gotteswillen! brennt es? rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Thüre ward aufgerissen, und herein stürzte die Frau des Juden

Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Knie. Gerechtigkeit! rief sie, Gerechtigkeit! mein Mann ist erschlagen! und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlachter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich um drei Uhr Nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht da gewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte.

Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war

darüber sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wieder zu finden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich trotz allem Locken im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürrem Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden.

Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im Allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen, und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. Aug' um Auge, Zahn um Zahn! dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftrittes gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der

Amtsschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos wie möglich das Haus der armen Margreth umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margareth völlig angekleidet in der Thüre erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. Wo ist Friedrich? fragte er mit unsicherer Stimme.

Sucht ihn, antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick.

Herein, herein! sagte er dann barsch; worauf warten wir? Man trat in Friedrich's Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden.

Entwischt! sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen: der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer. — Margreth antwortete nicht. — Gebt den Schlüssel! wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen

Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand, eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S. nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt.

Sie kommen immer zu spät, sagte Herr von S. verdrießlich. War denn nicht irgend ein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? und warum weckte man Sie dann nicht? Gnädiger Herr, versetzte Kapp, allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann, fügte er mit klagender Miene hinzu: daß ich so todtmüde war! — Schöne Polizei! murmelte der Gutsherr, jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll. Dann fuhr er heftig fort: Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!

Beide schwiegen eine Weile. Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt, hob der Amtsschreiber wieder an; über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Mordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauf los, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu nahe kommen! Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke schlagen. Ew. Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zu Muthe wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Koth und Regen, ohne mich zu rühren, bis es Gottlob sehr bald anfing zu dämmern. Und wo hielten wir? Dicht an der Heerser Tiefe und den Thurm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritte weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen. — Das war in der That kein Spaß, versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. Ich hatte nicht gedacht, murmelte er, daß die Mergels so tief drin steckten. — Ja, und daß es so an den Tag kommen muß,

versetzte Kapp, das wird kein kleiner Aerger für Frau Magreth sein. — Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht! Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermuthliche Thäter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravirend, doch ohne persönliches Geständniß nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Antheil gezeigt. Das Haus der Wittwe ward nie leer von Jammernden und Rathenden.

Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden.

Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs Aeußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Thäter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch Alles nichts half und die gerichtliche Ver-

handlung für beendigt erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aaron's Stab gefunden und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — Wollt ihr sie fällen? so mitten im vollen Laube? fragte der Gutsherr.

Nein, Ihro Gnaden, sie muß stehen bleiben im Winter und Sommer, so lange ein Span daran ist. — Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag. — Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis. Sie boten 200 Thaler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schädigen.

Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen.

Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und Jeder seines Weges ging.

Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

עוֹ שֶׂה לִי אִם תַּעֲמֹד בַּמָּקוֹם הַזֶּה יִפְגַּע בְּךָ

כַּאֲשֶׁר אַתָּה

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen und vergessen. Ohm Simon redete selten von ihm und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margreth blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Gutsherr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtsschreibers.

Sonderbar, sonderbar! sagte er. Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. So eben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: Le vrai n'est pas toujours vraisemblable; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag eben so wenig erschlagen haben, als ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemming'schen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größtentheils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue, als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe.

Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an einem Strumpfbande erhängt.

Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name u. s. w. —

Was sagen Sie dazu? wiederholte der Gutsherr: und weßhalb wäre der Esel von einem Burschen denn davongelaufen?

Der Amtsschreiber dachte nach. — Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergel's Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken.

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm.

Eine schöne, lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmüthiger Gehülfe Kapp längst begraben. Menschen, Thiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen.

Es war am Vorabende des Weihnachtsfestes den 24. December 1788.

Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte

Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knieen, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist, oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt, oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so todt und kalt; man mußte an Irrlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Thurm; der letzte Schlag verdröhnte langsam, und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Deß freu'n sich alle Leute;
Und wär' das Kindlein nicht gebor'n,
So wären wir alle zusammen verlor'n:
Das Heil ist unser Aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Kniee gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es

ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt, und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern keuchte er vorüber, dann stand er vor einem still und pochte leise an.

Was ist denn das? sagte drinnen eine Frauenstimme; die Thüre klappert, und der Wind geht doch nicht. — Er pochte stärker. — Um Gotteswillen, laßt einen halberfrornen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt! — Geflüster in der Küche. Geht ins Wirthshaus! antwortete eine andere Stimme; das fünfte Haus von hier. — Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! Ich habe kein Geld. —

Nach einigem Zögern ward die Thüre geöffnet, und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — Kommt nur herein, sagte er dann, Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden.

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittlern Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schwei-

gend an den Herd und legte frisches Reisig zu. — Ein Bett können wir Euch nicht geben, sagte sie; aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen. — Gott's Lohn! versetzte der Fremde; ich bin's wohl schlechter gewohnt. — Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er selbst bethätigte, daß er Derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen.

Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe, wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden! sagte eine alte Frau. Und woher habt Ihr den schiefen Hals? — Vom Holz und Wasser tragen in der Sklaverei, versetzte er.

Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?

Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist, wir sind von einander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn, fügte er hinzu, er wird es wohl nöthig haben!

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht

erschlagen. — Nicht? sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergel's Namen zu löschen. — Also ganz umsonst, sagte er nachdenkend, ganz umsonst so viel ausgestanden! Er seufzte tief und fragte nun seinerseits nach Manchem. Simon war lange todt, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war.

Er hatte zuletzt Bettelbrod gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margreth hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesstumpfheit.

Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie Alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hülflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt und die der Hülfe immer gleich bedürftig bleiben; die Gutsherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrich's Uhr so sehr bewundert hatte. —

Alles hin, Alles todt! seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der

Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutsherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem rothen Käppchen auf dem Kopfe, wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

Nun, Johannes, sagte der Gutsherr, erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber, er musterte ihn durch die Brille, du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei. —

Johannes begann: wie Mergel ihn Nachts von der Heerde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war? — Johannes sah vor sich nieder: Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Alles war, wie es sein sollte. — Was hat denn Friedrich dir gesagt? — Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen

wir bis Heerse; da war es noch dunkel, und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe bis es heller wurde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gesessen hatten, hörten wir mit einemmale über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerser Kirchthurm.

Wir sprangen auf und liefen was wir konnten in Gottes Namen gerade aus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schaudern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp und dessen Abenteuer am Heerser Hange. —

Sonderbar! lachte er, so nah war't ihr einander! Aber fahr fort. —

Johannes erzählte nun, wie sie glücklich durch P. und über die Grenze gekommen.

Von da hatten sie sich als wandernde Handwerksbursche durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. Ich hatte meinen Brodsack bei mir, sagte er, und Friedrich ein Bündelchen; so glaubte man uns. — In Freiburg hatten sie sich von den Oestreichern anwerben lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich bestand darauf. So kam er unter den Train. Den Winter über blieben wir in Freiburg, fuhr er fort, und es ging uns ziemlich gut; mir auch, weil Friedrich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschiren, nach

Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen, denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen, und ich bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der türkischen Sklaverei gewesen! — Gott im Himmel! das ist doch schrecklich! sagte Frau von S. — Schlimm genug! Die Türken halten uns Christen nicht besser als Hunde; das Schlimmste war, daß meine Kräfte unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch älter und sollte noch immer thun wie vor Jahren.

Er schwieg eine Weile.

Ja, sagte er dann, es ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein holländisches Schiff. — Wie kamst du denn dahin? fragte der Gutsherr. — Sie fischten mich auf aus dem Bosporus, versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter.

Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. Der Scorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Macht arbeiten, und das Schiffstau regierte eben so streng, wie die türkische Peitsche.

Endlich, schloß er, als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleiden mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber — er schüttelte den Kopf — ich bettelte mich lieber durch bis hieher. — Das war

dumm genug, sagte der Gutsherr. Johannes seufzte tief: O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen, soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen? Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das Alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas confus durcheinander.

Du bist wohl noch sehr müde? — Sehr müde, versetzte Johannes; und, er deutete auf seine Stirn, meine Gedanken sind zuweilen so curios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist. — Ich weiß schon, sagte der Baron, von alter Zeit her. Jetzt geh. Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder.

Herr von S. hatte das innigste Mitleiden mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmiethen könne; essen sollte er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rath. — Herr, sagte Johannes, ich kann auch noch wohl etwas thun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich auch als Boten schicken.

Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: Das würde doch nicht sonderlich gut ausfallen. — O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte. — Nun, sagte der Baron zweifelnd, willst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Er hat keine sonderliche Eile.

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Wittwe im Dorfe.

Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im Ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den östreichischen Dienst und die See. Der Johannes könnte viel erzählen, sagte er zu seiner Frau, wenn er nicht so grundeinfältig wäre. — Mehr tiefsinnig als einfältig, versetzte sie; ich fürchte immer, er schnappt noch über. — Ei bewahre! antwortete der Baron, er war sein Lebenlang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt.

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstelzen hörte.

Du bist lange ausgeblieben, Johannes, sagte sie; ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt.

Ich bin durch den Föhrengrund gegangen.

Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?

Er sah trübe zu ihr auf: Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und duselig, fügte er langsam hinzu. — Sahst du wohl, sagte Frau von S.

nachher zu ihrem Manne, wie wunderlich und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende.

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen, und mancher Hektische fühlte die Scheere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Aequinoctiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagten, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter that, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt, am zweiten auch nicht, am dritten ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — Gott bewahre, sagte der Gutsherr, ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel, setzte er bewegt hinzu, auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit, rief er den abziehenden Jägern nach, und sucht vor Allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche! rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: Wenn ich mir denke, daß Einer so liegen muß, wie ein Stein, und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch

wohl ohne Nahrung aus. Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angehetzt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; er schnitt ihn aber ganz entzwei. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knieen, als ob er schliefe. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wäre! Da kann keine Seele hindurch, sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallohte und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Thiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — Laßt nicht nach! laßt nicht nach! bat Frau von S.; besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird. Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen aufschließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel.

Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. Ein Andenken von Mergel, murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen.

Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig.

So war er denn zum zweitenmal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? Ihn lebend wieder zu sehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes Morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag; die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Aesten und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühte Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war Alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Rings umher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräften und ließ sich todtmatt auf das beschattete Moos darunter nieder.

Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß.

Schändliche Pilze! murmelte er halb im Schlaf. Es giebt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte solche unangenehme Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. Was hast du da, Bello? eine Katze? murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper, und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder, der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht.

Laß mich in Ruh! was hast du denn? Hiebei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein.

Todtenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel? rief der Baron.

Herr, keuchte Brandes, wenn Ew. Gnaden da gewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte Anfangs, es seien die

Pilze. — Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. Ich sehe nichts, sagte Herr von S. — Hierher müssen Sie treten, hierher, an diese Stelle! — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe.

Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! — sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde. Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück.

Mein Gott! sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile mit tiefer Erschütterung.

Dann wandte er sich zu dem Förster: Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sage es nur allen Leuten: Der da — er deutete auf den Todten — war Friedrich Mergel.

Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1788.

Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir gethan hast.

Saat und Ernte.

Von Franz W. Ziegler.

Gesammelte Novellen und Briefe aus Italien von Franz Ziegler. 3 Bände. Berlin, Franz Duncker. 1860.

Franz W. Ziegler wurde am 3. Februar 1803 in Warchau bei Brandenburg geboren, besuchte das Gymnasium zu Brandenburg und studirte Jura in Halle a. S. Nachdem er England, Frankreich, die Schweiz bereis't hatte, ließ er sich als Advocat in Brandenburg nieder, wo er 1840 zum Oberbürgermeister ernannt wurde. 1848 in die Nationalversammlung gewählt, betheiligte er sich an dem Steuerverweigerungsbeschluß, wurde in Folge dessen auf Hochverrath und Aufruhr angeklagt, seines Amtes, der Nationalcocarde und seiner Orden verlustig erklärt und zur Festungsstrafe verurtheilt. Nach Verbüßung der letzteren auf ein Jahr aus seinem Wohnorte Brandenburg verbannt, siedelte er nach Berlin über, von wo er ebenfalls ausgewiesen wurde. Er fuhr gleichwohl unerschütterlich fort, seinen demokratischen Ueberzeugungen Ausdruck zu verleihen, und veröffentlichte u. A. die Schriften: „Wie ist dem Handwerkerstande zu helfen?" „Zur socialen Reform des Abgabenwesens", „Die Fabrik-Creditgesellschaft", worauf er eine Reihe novellistischer und memoirenartiger Dichtungen folgen ließ, die im Jahre 1860 in drei Bänden gesammelt erschienen. Von 1864—70 saß er im preußischen Abgeordnetenhause als Vertreter der Stadt Breslau, seit 1867 war er Mitglied der Fortschrittspartei des Reichstages und hat seitdem in Berlin seinen dauernden Wohnsitz genommen.

Eine eigenthümlich herbe Kraft und derbe Frische, denen aber auch Anmuth und Zartheit nicht fremd sind, zeichnet Ziegler's Novellen aus. Es weht hier die Luft der Mark, die zu sittlicher Tüchtigkeit und strenger Selbstüberwindung heranreift, den Humor wie die unscheinbare Heideblume aus zähem, nüchternem Boden aufsprießen läßt und die Einförmigkeit einer tiefgefärbten, scheinbar unergiebigen landschaftlichen Natur mit

seelenvoller Stimmung belebt. Mehrfach kehrt das Motiv von der Sühne der Vätersünden an Kindern und Kindeskindern wieder, im engen Zusammenhange mit dem historischen Sinn des Dichters, in welchem, bei dem tiefsten Freiheitsbedürfniß, durch seine Jugenderlebnisse Respect und Neigung für das gewachsene Recht beschränkter Lebensformen feste Wurzeln geschlagen haben. Die straffe märkische Zucht, durch welche der große Friedrich seinen kleinen Staat auf eine weltgeschichtliche Höhe erhoben, der Pflichtbegriff in seiner ganzen kategorischen Unverantwortlichkeit hoch über allem Spiel leidenschaftlicher Triebe, durchdringt, wie das politische Leben, so auch alles dichterische Streben des trefflichen Mannes, der sich selbst neben seinem erfolgreicheren Genossen, Wilibald Alexis, der „echten märkischen Nachtigall", nur als „einen heiseren Rohrsperling" bezeichnet. Die Töne aber, die er z. B. in jenem herrlichen Charakterbild „Landwehrmann Krille" angeschlagen, sind in ihrer ergreifenden Einfachheit und Wahrheit so mächtig, daß wir ihnen nur das Beste in Fritz Reuter's „Franzosentid" an die Seite setzen können, die freilich durch ihre breitere und kunstvollere Composition und den reizenden Contrast der humoristischen Züge neben den pathetischen dieser mehr episodischen Dichtung überlegen ist. Die Erzählung, die unser Novellenschatz von Ziegler mittheilt, möge dazu beitragen, in weiteren Kreisen den Namen eines Dichters zu Ehren zu bringen, von dessen öffentlichem Wirken selbst seine politischen Gegner mit Hochachtung sprechen, und dem unter den Waffen nur leider allzu oft die Musen verstummten.

Der unvermittelte Uebergang von einer Bodengattung zur andern tritt nirgend so anschaulich zu Tage, als in der deutschen Tiefebene zwischen Elbe und Oder.

Vom Weizgrunde zum Unlande, auf dem die wilde Tabakspflanze in einzelnen Stengeln emporschießt, ist oft nur ein Schritt; die saftigste Wiese und Weide grenzt hart an die Sandscholle; der Berg fällt ganz steil zum Bruche und morastigen Fenne ab, und ein Weg von einer halben Stunde führt mehrmal durch Elslake, Buch- und Eichenkamp und verkrüppelte Kieferheide. Selbst die Grenzen sind zuweilen nicht nach festen Linien und Malen anzugeben, sondern wechseln nach der Möglichkeit, die Nutzung zu ziehen. Wie die Flüsse und Seen in Wasserjahren ihr Gebiet vergrößern und den Rohrrand — das Gelege — erweitern, so tritt das Recht des angrenzenden Wiesenbesitzers zurück, der nicht weiter gehen darf, als er mit der Sense zu reichen vermag, während das anschießende und sich verbreitende Rohr dem Besitzer des Geleges zuwächs't,

der in wasserarmen Jahren wieder sein Besitzthum zu Gunsten des Wiesenbesitzers schwinden sieht.

Man könnte ganze Strecken dieser Gegend noch unfertige nennen, insbesondere haben es zuweilen die Fenne und Brücher noch nicht zur Consistenz des Untergrundes gebracht. Sie sind mit einer grünen Oberfläche bedeckt, die aus einem durch die Wurzeln der Gräser und Sumpfpflanzen gebildeten verfilzten Netze besteht, das unter dem Tritte des Becassinen-Jägers, besonders im Frühjahr und Herbst, sich senkt und vor und hinter ihm Erhöhungen bildet, die wie grüne Wellen, seinen Bewegungen folgend, auf und ab schwanken.

Die Jäger sind fast die einzigen Leute, die sich solchen Oerlichkeiten anzuvertrauen wagen. Ihre Passion für die Jagd, die hier besonders für Schnepfen sehr reichlich ausfällt, lockt sie auf diesen unsicheren Boden und läßt sie zuletzt doch so weit sich zurecht finden, daß sie die trügerischen Stellen erkennen und auch wohl Anderen einen Pfad bezeichnen können, auf dem, für Monate wenigstens, ein Richtweg eingeschlagen werden kann, oder auf dem sich zu einer Oase festeren Grundes, wo gutes Gras zu schneiden ist, gelangen läßt.

Der jüngere Jäger geht immer bei dem ältern in die Schule, und obwohl selten weniger als zwei zugleich hier Jagd machen, kommen doch Unglücksfälle vor.

In der grünen Decke, in dem Netze, das auf dem grundlosen Moder aufliegt, ist zuweilen hie und da eine Masche gerissen, nur ist ein solches einen halben

bis zwei Fuß im Durchmesser großes Loch gar nicht zu bemerken, weil das überhängende Gras und Schilf es bedecken. Geräth der Jäger hinein, so hält er schnell seine Flinte horizontal, so daß sie mit dem Kolben und dem äußersten Ende des Laufes auf den Rändern aufliegt, und hält sich, während er nach Hülfe ruft, daran fest. Sich selbst herauszuarbeiten, ist selten möglich, und solche Anstrengung beschleunigt nur die Katastrophe. Kommt diese Hülfe nicht bald, die sich nur vorsichtig, ungefähr wie bei Rettungen aus dem Eise, nähern darf, so versinkt der Unglückliche, und jede Spur von ihm verschwindet, da sich auch sein Leichnam nicht auffinden läßt, den die grüne Decke, unter die er sich schiebt, wie eine Eisrinde niederhält. Denn auch der flüssige Moder hat, obwohl kaum merklich, doch seine Bewegung, die nach dem allgemeinen Wasserstande vor- und rückwärts geht. Es liegt etwas Grausiges in solchem Verschwinden, etwas Entsetzliches in der Freundlichkeit der grünen Decke, die auch keinen Grabhügel, kein Kreuz duldet; denn schon nach wenigen Monaten wälzen sich die Wogen über das Fenn, und schon im nächsten Frühjahr weiß der Jäger nicht mehr genau anzugeben, wo das Loch, das in der Landessprache Piezloch heißt, sich befand, in welchem sein Freund versank. Von Zeit zu Zeit glaubt Einer oder der Andere unter der nachgebenden Decke den Kopf des Unglücklichen zu fühlen, den er sich aufrecht stehend im Moder denkt, bis die Erinnerung an den Vorfall schwächer wird und zuletzt sich ganz verliert.

Im Volke ist daher, wenn Jemand unter dem Verdachte, daß er erschlagen worden, verschwindet, gleich feststehend, daß der Mörder die Leiche in ein Piezloch gesteckt habe, und man ist daher sehr lässig in den Anstrengungen, eine Spur Verunglückter zu suchen.

Eine Dorf-Feldmark ist in diesen Gegenden in der Regel viel größer, als in den gesegneten Landstrichen, in denen sich eine gleichförmige Ackerkrume neben Wiesen mit festem Untergrunde ausbreitet, und ein einzelnes Gut hat oft Antheil an Acker, Weide, Rohrnutzung, Wiese, Elslake, Hochwald, Heide und Fischerei. Die Thätigkeit der Wirthe ist daher eine umfassendere, und das Volk ist dadurch rührig und anstellig nach allen Richtungen hin. Da Flüsse, Kanäle und Bäche das Land durchschneiden, oder Seen und Teiche mitten in Wald und Feld sich ausbreiten, so lernt der Knabe schon früh das Ruder führen und schwimmen, er watet ganze Tage an den Ufern entlang und sucht Krebse, er weiß mit allen Fischerzeugen, erlaubten wie unerlaubten, Bescheid. Von den gefährlichsten Brüchern und Fennen holt er die theuren Kiebitzeier und er leert die Nester der Krähen und Habichte, die in den höchsten Gipfeln der Kiefern horsten; er reitet die Pferde nach der Koppel, und wenn er sie holt und sie sich nicht fangen lassen wollen, so jagt er sie müde. Er nimmt frühzeitig an allen Arbeiten Theil, er handhabt die Axt in der Gemeinheide und fällt die Elsen in der Lake. Mit Ochsen und Pferden schleift er die Stämme

auf dem Glatteise; in Schnee und Gerüll, in Sand und Moder, auf steinigen wie auf grundlosen Wegen weiß er sich zu helfen; bei mäßiger Kost lernt er unermüdlich ausharren, er wird ausdauernd, um sich blickend, an nichts verzweifelnd. Sein leichtes sarmatisches Blut hat einen starken niedersächsischen Zuwachs, und er ist kühn, unternehmend und starrköpfig zugleich. Die drei ersten Hohenzollern, die in den Märkern einen Theil dieser Stämme überkamen, kehrten in ihre Erblande zurück, weil dies harte, unbezähmbare Volk sie ermüdet hatte, und es ist nicht Zufall, wenn von diesem Lande aus eine Großmacht sich ausbildete; denn nur ein so eigenthümlicher, kräftiger und vorzugsweise zum Soldaten befähigter Stamm konnte das leisten, was seine Fürsten ihm zumutheten. So leicht zu handhaben auch diese östlichen Niederländer scheinen, so gefährlich ist es doch, sie zu beleidigen. Sie vergessen dies sehr selten und vergeben eine Ungerechtigkeit nie. Der Einzelne wird, wenn ihm sein Recht versagt wird, wie einst Kohlhaas, leicht zum Verbrecher, das ganze Volk, in seinem Rechtsgefühl gekränkt, sammelt sich leicht zur Gewaltthat, und jeder Einzelne entwickelt dann mehr Verstellung und Verschlagenheit als irgend Einer anderen Stammes. Die Franzosen haben dies zu ihrem Schaden erfahren; sie haben beleidigt, und dies reichte hin, den Kampf gegen sie auf Leben und Tod zu führen, der nirgend so energisch aufgenommen wurde als in diesen Gegenden.

Bis zum Ablauf der ersten Jahrzehende dieses Jahrhunderts waren die Landleute größtentheils Hörige, und in Mecklenburg hat sich dieses in den verschiedensten rechtlichen Abstufungen erscheinende Verhältniß bis in die neueste Zeit erhalten. In Preußen sind die Frohnden und sogenannten herrschaftlichen Dienste im geordneten Verfahren zum großen Theil abgelös't oder in Geldrente verwandelt, die Jurisdiction ist auf den Staat übergegangen, aber die Polizei ist in Folge des neuesten Umschwunges der Dinge den Herrschaften, Aemtern und Stiftern verblieben. Die Schulzenämter besetzt die Herrschaft, wenn sie nicht erblich sind, jedes Gemeindeglied ist stimmberechtigt und Repräsentativ-Gemeindeverfassung unbekannt. Je nach der Größe des Besitzes werden die Wirthe benannt, und der Müller und Schmied, die einzigen sonst auf dem Lande berechtigten primitiven Gewerbe, steuern als Kossäthen oder Halbbauern.

Beide, Müller und Schmied, haben ab antiquo, wie sich die Diplomatie ausdrücken würde, einen wissenschaftlichen Ruf im Dorfe für sich. Der Bauer nennt sie kluge Kerle, der Gutsbesitzer und Stiftsverwalter Querulanten und Unruhemacher. Sie kommen öfter zur Stadt, treiben gewöhnlich Nebenhandel mit Vieh und Holz, sie bilden die Brücken zum Advocaten und machen dort die Sprecher, sie sind in gewissem Sinne eine geistige puissance. Die Gewerbefreiheit hat, wo sie eingeführt ist, Beiden geschadet, und der Müller

besonders ist ein natürlicher Rebell, da er noch seine Abgaben für die ausschließliche Berechtigung an den Gutsherrn fortzahlen muß, während neue Windmühlen rings um ihn entstehen und ihm die Nahrung nehmen. Eine der ersten Erscheinungen des Jahres 1848 war deßhalb auch der über das ganze Land sich erstreckende Müllerverband, der auf die Verbreitung der revolutionären Grundsätze und Schriften, ja selbst auf die Wahlen den entschiedensten Einfluß geübt hat.

Wir versetzen nun den Leser in ein bestimmtes Dorf, dessen Namen wir aus naheliegenden Gründen verschweigen, da der Inhalt unserer Erzählung Personen vorführt, die, soviel uns von dort her Nachrichten zugehen, noch leben. Das Dorf liegt auf einer sandigen Landzunge, die sich nach Norden hin in ein Bruch vorschiebt, das am Rande Wiesenterrain bildet, weiter hinein aber zu Fennen ausläuft, die von kleinen sumpfigen Wasserbecken durchbrochen werden. Hier und da in diesem Bruche schießen Elsensträucher hervor, die weiter nach Norden in eine förmliche Elslake zusammentreten. Das Dorf hat daher nur einen Ausgang nach Süden. Folgt man diesem Ausgange, so wendet sich links, also östlich, die Straße in die Kieferngeheide, geradeaus jedoch nach Süden in die Felder und zur Stadt, während man rechts im Bogen um das Bruch herumgehend an die, eine kleine Viertelstunde abgelegene Schmiede kommt. Von dort tritt wieder eine neue schmale Landzuge, parallel mit der ersteren,

nördlich ins Bruch, auf deren äußerster, zum Berge sich erhebender Spitze die Dorf-Windmühle und das Müllerhaus stehen. Die westliche Seite dieser Landzunge wird von einem mit dichtem Schilf umgebenen See begrenzt, so daß also Dorf und Mühlengrundstück wie zwei Zungen in das Bruch hineinlaufen, von denen das Mühlengrundstück westlich Wasser hat. Der See verliert sich nach Norden hin in unbestimmten Grenzen ins Bruch, und sein Wasserstand hat auf dessen Trockenheit oder Feuchtigkeit Einfluß. Will der Müller zu Wagen zum Dorfe, so muß er in einer weiten Curve über die Schmiede dorthin fahren, während er zu Fuß von seiner Landzunge zum Dorfe über das Bruch gelangen kann, das aber gerade hier am unsichersten, fast seeartig unter der grünen Fläche liegt und zu manchen Zeiten gar nicht zu passiren ist. Da alle Dorfkinder gern zur Mühle gehen, so bringen die Mütter ihnen schon frühzeitig das Verbot bei, über das Bruch zu gehen; der Steig hat den Namen Teufelssteig, und die norddeutsche Phantasie hat dafür gesorgt, ihn mit so viel Elfen und Koboldon zu bevölkern, daß ein Kind sich gar nicht hineinwagt, und die Erwachsenen nur in sehr trockenen Jahren bei Tage sich des Richtweges bedienen.

Das Bruch ist reich an Schnepfen, und der See bietet die ergiebigste Entenjagd im ganzen Lande. Sie wird zwar vom Herrn Justitiar des Stiftes, dem das Dorf unterthan ist, ausgeübt, jedoch mehr dem Namen

als der Sache nach. Denn der Herr Justizrath wohnt in der etwa zwei Meilen weit entfernten Stadt, und so wird die Jagd thatsächlich zumeist vom Schmied und Müller exercirt, die auch einen Kahn im Rohre da versteckt halten, wohin sie allein den Weg zu finden wissen. Daß Beide immer wilde Enten verzehren, versteht sich von selbst, ist im Dorfe bekannt und wird so wenig als widerrechtlich angesehen, wie das Schöpfen aus dem Brunnen und das Athemholen. Da der Justizrath immer nur von einer Seite ins Dorf und zum See gelangen kann, so treiben der Schmied und der Müller ihre Jagd um so mehr in Sicherheit, als der Müller von seiner Windmühle herab wie aus einem „Lug ins Land" die ganze Gegend zu übersehen vermag.

In diesem, man kann sagen, althergebrachten Zustand der Dinge war von keiner Seite eine Störung eingetreten; denn der Justizrath war zu wohlhabend, hatte zu viele Jagden und war auf Wasserjagd, da er die Bequemlichkeit liebte, zu wenig passionirt, als daß er sich hätte veranlaßt finden können, mehr zu thun, als hin und wieder, gleichsam um die Verjährung zu unterbrechen, eine Drohung auszustoßen. Man wußte, daß dies eben nur eine Drohung war, und hütete sich wohl, den Herrn zu reizen, der, wie alle Gewalthaber, die in ihrer Hand intensiv sehr viel, der Räumlichkeit nach aber nur geringe Macht vereinigen, sehr reizbar war. Er hielt sich, wie er selbst sich äußerte, für seelensgut und übte den Despotismus, der in der

Vereinigung der richterlichen und Polizeigewalt, sowie in seinem Einflusse auf die Verwaltung und Rentkammer des Stiftes sich geltend machte, mit verhältnißmäßiger Milde. Nur an seine Eitelkeit anzustoßen, war gefährlich. Der kleine, dicke, behäbige Mann konnte dann, wie alle eitle Menschen, gefährlich werden, und ließ sich zu den äußersten Ungerechtigkeiten und Bedrückungen hinreißen, um seinem verletzten Ansehen, das leider durch keine besonderen geistigen Eigenschaften gehoben wurde, zu Hülfe zu kommen.

Vor wenig Jahren war sein Actuarius gestorben, und das Stift hatte einen Menschen ernannt, der alle Eigenschaften besaß, Leute wie den Justizrath für sich einzunehmen. Der junge Mann war aus dem Dessauischen, sollte dort als Jäger gedient, aber freiwillig diese Carrière verlassen haben, und hatte sich in das Verträuen Derer geschwindelt, welche die Actuariusstelle zu besetzen hatten. Das nöthige Examen hatte er vor dem Justizrath selbst, der damit beauftragt war, bestanden, und er ging diesem nicht nur im Dienste, sondern auch auf der Jagd zur Hand. Er hatte von seinem Jägergewerbe etwäs Bedientenhaftes beibehalten, eine Eigenschaft, die schwache Personen und besonders schwache Vorgesetzte leider mehr anzieht als abstößt.

Mit dem Müller unsers Dorfes hatte er Bekanntschaft gemacht, als er in den ersten Tagen seines Dienstes ihm ein Erkenntniß publicirte, wonach ihm ein sehr bedeutendes Bauerngut zugesprochen worden war. Er

besuchte ihn von Zeit zu Zeit, blieb selbst unter allerlei Vorwänden über Nacht bei ihm und gewann das Zutrauen des sonst mißtrauischen Mannes so weit, daß dieser ihm die Hand seiner Tochter Marie zusagte. Mit letzterer hatte es eine eigene Bewandtniß. Die bereits verstorbene Mutter derselben war eine Cousine des Müllers, und dieser hatte sie geheirathet, als sie eines Tages weinend aus dem Dienste des Justizraths zu ihm kam. Er ließ das wenige Monate nach der Trauung geborene Kind nicht nur auf seinen Namen taufen, sondern wußte auch glaublich zu machen, daß er seine Cousine früherhin vielfach heimlich besucht habe. Gewiß war, daß er von Niemandem für das Kind etwas forderte oder auch nur annahm. Nur der Schmied, der ihm näher wohnte und über sein Verbleiben genauere Kunde hatte, lächelte zuweilen bei dieser Geschichte, schwieg aber sonst über die Sache. Wenn aber auf den Müller die Rede kam und man seine Klugheit lobte, stimmte er nicht nur herzlich mit ein, sondern setzte auch hinzu, der Müller sei ein ganzer Kerl, der seine Familie liebe und auf Ehre halte.

Die junge Marie war ein sehr hübsches, blondes Mädchen geworden, die unter den Dorfkindern, mit denen sie selten zusammenkam, sich durch Schönheit und ein gewisses feineres Wesen auszeichnete. Man schrieb das auf die Stadterziehung; denn der Müller hatte, da die Dorfschule der Mühle zu fern lag, das Kind nach der Stadt zu einer Verwandten gebracht, die einen

Mehlhandel trieb, übrigens eine sehr brave und sittige Frau war, welche ängstlich dafür sorgte, daß das Kind in der sehr guten Mädchenschule des Orts ordentlich etwas lernte. Nach der Einsegnung war Marie ins Vaterhaus zurückgekehrt und führte die Wirthschaft an Stelle der inzwischen verstorbenen Mutter. Geschwister waren nicht vorhanden, und so brachte das Mädchen ihr Leben in der größten Einsamkeit hin und empfing sehr selten andern Besuch, als von den Kantortöchtern des Dörfchens. —

Der Actuar war ohne Mitbewerber aufgetreten. Eine kurze Zeit lang hatte sich der Hülfslehrer des schon alt gewordenen Kantors und Schullehrers um sie bemüht. Dieser junge Mann hatte die Universität besucht, war aber, da ihm seine einzige Stütze im ersten Studienjahre starb, gezwungen gewesen, dieselbe zu verlassen und sich als Elementarlehrer einzureihen. Er besaß ungewöhnliche Kenntnisse, und die Unzufriedenheit mit seinem widrigen Schicksale hatte sich auf sein Vaterland und die ganzen deutschen Zustände übertragen, die er so laut aussprach, daß der Justizrath und durch diesen der Schulinspector davon Kenntniß erhielt, und er gezwungen wurde, seine ärmliche Stellung und damit die Aussicht auf den Schuldienst aufzugeben. Marie hatte er in Geschichte und Geographie unterrichtet, sie aber merkwürdiger Weise von der Musik abgehalten, weil er behauptete, alle singenden Völker könnten nicht frei werden. Bei seinem Abgange hatte

er Marie und dem Vater ein in Glas und Rahmen gefaßtes Stammbuchblatt gebracht, es selbst aufgehängt und gebeten, sich dabei seiner zu erinnern. Es werde, hatte er hinzugefügt, einst eine Zeit kommen, in der sie die Worte, die er darauf geschrieben, verständen, vielleicht werde er dann wiederkommen aus der Fremde, in der er mehr Freiheit zu finden hoffe. Die Worte lauteten: Ein alter Weiser hat gesagt, die Gerechtigkeit sei ein Mittel der Tyrannis; ich aber sage: Die Ungerechtigkeit ist die Mutter der Freiheit.

Er war abgereis't, man wußte nicht wohin; der Müller und der Schmied hatten seiner am längsten gedacht, während die Bauern ihn als närrischen Menschen bald vergaßen. Marie hatte für ihn nie etwas Anderes gefühlt, als herzliches Zutrauen, und da der junge Mann sich ihr nie erklärt, so war die Stimmung für ihn rein und unverfälscht geblieben.

Oft hatten die Alten, wenn sie die Worte des Lehrers lasen, den Kopf geschüttelt, und sie sahen in ihnen bald nicht Mehr als die schöne Handschrift; den Sinn zu entziffern, hatten sie sich kaum die Mühe gegeben. —

Als der Prozeß wegen des Bauernguts in dritter Instanz für den Müller verloren ging, war der Actuar seltener gekommen und hatte endlich mit Hinweisung auf sein geringes Gehalt sogar abgeschrieben. Der Müller und sein Freund hatten dies fast natürlich gefunden; denn die harten Landleute dieser Gegend sind

nicht romantisch und finden nichts naturgemäßer, als daß die Ehe auf der soliden Grundlage des Auskommens erbaut werde. Marie jedoch hatte sich sichtlich verändert; sie war blasser geworden, man hatte sie zuweilen mit verweinten Augen betroffen; und wenn den Actuar Geschäfte in das Dorf oder gar in die Mühle riefen, so hatte sie ihn ängstlich vermieden. Daß er schlecht sein könne, war ihr nie in den Sinn gekommen; es war daher natürlich, daß sie ihn noch liebte und jedes neue Gerücht von einer anderweitigen Verlobung desselben mit Herzklopfen aufnahm. Seinen Charakter zu ergründen, war überhaupt schwer, zumal für ein liebendes Herz. Denn der junge Mann vermied überall ein scharfes persönliches Hervortreten, und wenn sich in den Stiftsdörfern die polizeilichen Quälereien und Untersuchungen mehrten, so war doch nie nachzuweisen, daß er dabei die Hand im Spiele habe, obwohl tiefer Blickende eine Veränderung an dem Justizrath bemerken wollten, seitdem gerade der Actuar bei ihm sei. Aufgefallen war besonders, daß, wenn Jemand einen Streit mit ihm gehabt, er nie unterlassen hatte, sich wieder zu versöhnen, daß aber nicht lange darauf der Gerichtsdiener, der Gensdarm oder sonst Jemand irgend etwas zur Sprache gebracht hatte, was den versöhnten Freund in Verlegenheit brachte. Geschenke aller Art nahm er gern, war gefällig, und man hielt zuletzt Geschenke für nothwendig, um diese Gefälligkeit und schnelle Abfertigung zu ermöglichen. So hatte sich zuletzt gegen

den freundlichen Mann eine Art Antipathie im Volke festgesetzt, die in dem Volkssprichworte: dem Allzufreundlichen solle man nicht trauen, mehr ihre Rechtfertigung zu finden schien, als in wirklich klar vorliegenden, gegen ihn sprechenden Thatsachen. Wenn Marie dergleichen Aeußerungen zu Ohren kamen, so unterließ sie nie, den Actuar zu vertheidigen. Denn es ist, allgemein genommen, unwahr, daß ein verlassenes Weib auf Rache sinne. Unschuldige, gutgeartete Mädchen vertiefen sich vielmehr in ihre Liebe, und sie wünschen dem Geliebten wohl Krankheit, Armuth und sonstiges Unglück, aber immer nur in der stillen Hoffnung, daß er dann an sie denken, sie zu Hülfe rufen werde, daß er erkennen solle, es gebe doch keine Bessere, Keine, die ihn so herzlich liebe.

Das arme Kind hatte daher durchaus nicht Wohlgefallen daran, wenn man den Mann herabsetzte, was ihre Freundinnen sich einbildeten. Sie hätte lieber gesehen, daß sie Gelegenheit gehabt hätte, ihm recht schlagend ihre Liebe zu beweisen, sich für ihn zu opfern, um nur gewiß zu sein, daß ihm die Trennung von ihr, deren Grund sie als wahr annahm, eben so wehe thue als ihr. Schmerz soll der Geliebte, der sich losgesagt hat, allerdings leiden, aber am liebsten den Schmerz der Liebe. Nur entartete, innerlich gefallene Weiber verfolgen und vernichten die ganze frühere Existenz des Geliebten, wenn sie können.

Daß übrigens der Actuar ihr und ihrem Vater

von Herzen zugethan sei, bewies er ja, nach ihrer Ansicht, täglich durch Freundlichkeit, und wie konnte es auch anders sein; sie hatte ihm ja nichts gethan, und der Vater eben so wenig; er mußte ja umgekehrt gut machen, was er durch unüberlegtes Werben angerichtet hatte.

Es ist aber eine alte Bemerkung, daß der Beleidiger Den mehr haßt, gegen den er sich ein wirkliches Unrecht zu Schulden kommen ließ, als er umgekehrt von diesem gehaßt wird. Wir haben uns daher vor Niemand so sehr in Acht zu nehmen als vor Dem, der sich schlecht gegen uns betrug; denn es ist das Wesen der Gemeinheit, nicht zur Scham und Reue zu gelangen, sondern außerhalb der eigenen Person Genüge und Buße zu suchen und so immer wieder auf den Gegenstand des Hasses, in dem ein wandelnder Vorwurf liegt, zurückzukommen. Darum haben alle Versöhnungen, wenn die Beleidigungen wirklich tiefgreifend waren, ihr Mißliches.

Man konnte daher bemerken, daß der Actuar gegen Niemanden so freundlich war als gegen den Müller und seinen Freund den Schmied, die fast Eine Person bildeten, und als die Frühjahrsjagd herankam, bat er Beide inständig, ihn nicht zu verrathen, wenn er sie auffordere, vorsichtig zu sein, da der Justizrath gegen sie aufgebracht sei und nichts Gutes im Sinne habe.

Die paar Enten, sagte er, sind nicht der Rede

werth; aber der Justizrath ist ein Mann, der absolut das Recht aufrecht erhalten will.

Wenn er das will, hatte der Schmied geantwortet, so braucht er ja nur die Jagd zu verpachten; denn er hat so wenig Recht darauf als wir.

Ich denke, erwiderte der Actuar, er hat die Jagd in partem salarii.

Ach, salarii hin und her, lachte der Müller, wir wissen recht gut vom alten Actuar, daß sie im Etat immer vergessen wird, während das Stift, wenn auch nur einige Thaler, daraus einnehmen könnte.

Ah! verstehe, hatte der Actuar gelacht, verstehe, verstehe! —

Nun, meinte der Schmied, ich will damit nichts Unrechtes gesagt haben; es ist eine Kleinigkeit, aber darum sollte der Herr Justizrath auch leben und leben lassen, zumal bei der Entfernung von der Stadt die Sache für ihn nicht großen Werth haben kann.

Du hättest den Mund halten sollen, sagte der Müller, als der Actuar mit den freundlichsten Händedrücken abgereis't war. Ich weiß nicht, es kam mir in der Miene des Actuars etwas auffallend vor; er war sichtlich erfreut, als du herausplatztest, und er meint es entweder mit dem Justizrath oder mit uns böse.

An den Justizrath wagt er sich wohl nicht, meinte der Schmied; wir müssen auf unserer Hut sein, und wollen lieber die Jagd eine Weile lassen; es wird uns ohnehin schon sauer. Thue recht und scheue Niemand.

Wer kann etwas gegen uns, wenn wir uns still und friedlich halten? Wir haben, Gott sei Dank, eine väterliche Regierung, und wenn man auch viel zu bezahlen hat, ohne zu wissen wofür, so lebt doch Recht und Gerechtigkeit.

Mit aller Gerechtigkeit, erwiderte der Müller, ist es nichts, wenn sie vom guten Willen abhängt. So sagte oft der verrückte Lehrer. Wen ich nicht zwingen kann, gerecht zu sein, den will ich zum Richter. Der Fürst ist kein Vater, und soll es nicht sein. Das Gesetz soll mich schützen, die feste Ordnung, nicht der gute Wille des Einzelnen. So ungefähr meinte der Lehrer, und, lieber Nachbar, wenn ich den Kammerherrn da drüben auf Bukerode ansehe, der lauter Liebe und Güte, lauter Gerechtigkeit und Väterlichkeit ist und damit seine Bauern dahin bringt, daß sie ein Recht nach dem andern aufgeben und Alles vertrauensvoll ihm in die Hände legen, so kommt es mir oft vor, als habe der verrückte Lehrer doch Recht. Sie haben ihr Recht, soweit sie es verstehen, und verlieren jede Lust, selbst zu denken und zu handeln, aus Bequemlichkeit.

Was kümmert uns das? meinte der Schmied; wir kleinen Leute müssen es Andern überlassen, Alles zum Besten zu ordnen; wer nicht selbst essen kann, muß sich füttern lassen, und — Nachbar, wenn man dem Affen das Barbiermesser in die Hand giebt, schneidet er sich.

Beide Männer lachten, gingen ihren Geschäften

nach und dachten nach wenig Wochen nicht mehr an den Actuar und das Gespräch mit ihm.

Da schon oft der Schmied dem Müller und dieser umgekehrt jenem in seiner Hantierung hülfreich zur Hand gegangen war, so hatte Jeder etwas vom Handwerk des Andern gelernt. Es war daher nichts Seltenes, wenn an einer Stelle die Arbeit drängte, Beide vereint arbeiten zu sehen.

In dieser Zeit war der Schmied übermäßig beschäftigt; denn er hatte contractlich die Eisenarbeiten an verschiedenen landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthschaften eines benachbarten Hofes übernommen. Er war dafür bekannt, etwas vom Mechaniker in sich aufgenommen zu haben; sein Geschäft stand in Blüte, und die Aussicht auf einen Erwerb war ihm den Sommer und Herbst hindurch gesichert. Es ging daher heiß in der Schmiede zu, der Müller half nach Kräften, und dem Schmied lief der helle Schweiß von der Stirne, als der Gerichtspolizeidiener, begleitet vom Gensdarmen, eintrat.

Die Männer boten freundlichen „Guten Morgen“ und wollten in ihrer Arbeit fortfahren, als der Gerichtsdiener folgendes Decret vorlas:

„Es ist glaubhaft zur Anzeige gebracht, daß auf der Schmiede zu — die Kohlenkammer von dem Schmiederaum nicht vorschriftsmäßig getrennt ist. Der Gerichtsdiener X. hat sich in Begleitung des Gensdarmen an Ort und Stelle zu begeben, zu unter-

suchen, ob die Scheidung dem anliegenden Auszug aus dem Reglement von zc. entspricht, wenn dies nicht der Fall ist, sofort die Schmiede zu schließen; falls sich aber Schmied widersetzen sollte, denselben zu arretiren und hierher ins Polizeigefängniß abzuführen.

Der Justizrath N."

Die Schmiede war ein altes Gebäude, und die Scheidung der Kohlenkammer entsprach allerdings nicht mehr den neueren Gesetzesbestimmungen. Sie stand vom Dorfe, welches eng gebaut auf seiner Landspitze zusammengerückt war, so weit entfernt, daß, selbst wenn sie in Flammen aufgegangen wäre, ein Unglück nicht zu befürchten stand, und man hatte, da durch die entfernte Lage der Schmiede die Hauptsache, nämlich das Dorf, gesichert war, bis jetzt nie daran gedacht, diesen Zustand zu moniren.

Der Schmied konnte sich nicht denken, daß die Verfügung Ernst sein. Es ist wohl nicht so böse gemeint, sagte er ruhig. Der Herr Justizrath hätte mir doch wohl eine Frist angeben können, um die Sache zu ändern. Aber wenn die Schmiede geschlossen wird, kann ich ja nicht einmal zukommen. Ich bin in harter dringender Arbeit; macht nur dem Herrn Justizrath meine Empfehlung und sagt ihm, morgen früh mit dem Tage werde ich bei ihm sein und mit ihm über die Sache sprechen. Wenn ich heute diese Arbeit nicht abliefere, so bleibt auf Rodig die Häckselmaschine stehen, die Leute

kommen in die größte Verlegenheit mit dem Vieh, und ich habe davon großen Schaden.

Leset den Befehl selbst, sagte der Gerichtsdiener, ich muß die Schmiede schließen.

Herr Gensdarm, sagte der Müller, der Gerichtsdiener fürchtet sich wohl vor dem Justizrath; sprechen Sie doch ein Wort drein, Sie sehen ja, daß es hier keine Eile hat, und übernehmen Sie die Verantwortung bis morgen früh!

Der alte Soldat machte ein saures Gesicht, es war ihm anzusehen, daß er gern geholfen hätte, aber er strich sich den Bart, wandte sich ab und sagte: Geht nicht, ich kann nicht; ich habe hier nichts mitzureden.

Nun kein Geplapper mehr, rief der Gerichtsdiener, macht, daß Ihr aus der Schmiede kommt. Der Schmied hatte inzwischen ruhig fortgehämmert. Er arbeitete fast mechanisch, er hörte und sah nichts, er war ganz aufgegangen in dem Gedanken an die gestörte Arbeit, an den verlorenen Erwerb vielleicht des ganzen Sommers. Macht schnell hinaus Alle! rief der Gerichtsdiener noch einmal, riß den Jungen vom Blasebalg und schob ihn der Thüre zu. Der Schmied hatte gerade den Hammer niedergelegt und das Eisen mit der Zange gefaßt, als der Junge gegen ihn geworfen wurde, das Eisen zu Boden und ihm so auf den Fuß fiel, daß er laut aufschrie. Laßt zum Donnerwetter meinen Jungen hier, los die Hand! rief er und hatte den Gerichtsdiener bei der Gurgel.

Gensdarm, arretirt ihn! konnte dieser noch stöhnen, und der Gensdarm faßte den Schmied an der Schulter; aber im Nu hatte dieser Beide zur Thür hinausgeworfen.

Zum Schulzen! rief der Gerichtsdiener, zum Schulzen! Die Gemeinde muß aufgeboten werden!

Ist nicht nöthig, sagte der Müller, ich helfe Euch, und so faßte er den Schmied und sagte: Nachbar, Ihr seid Arrestant, thut mir den Gefallen und folgt! Der Schmied hatte Thränen der Wuth im Auge. Ich werde nach Haus und Hof sehen, soviel ich kann, folgt ruhig, es wird sich Alles aufklären.

Der Junge muß auch folgen, rief der Gerichtsdiener, er hat auch angegriffen, er muß bestraft werden!

Nehmt ihn mit, rief der Müller, und nun Adieu! Nachbar, den Abschied an Weib und Kind, die im Felde sind, werde ich bestellen, Adieu! Seid hübsch gelassen und verlaßt Euch nicht zu sehr auf das „Thue recht und scheue Niemand."

Man hörte einige Zeit nichts vom Schmied. Nach etwa vierzehn Tagen wurde der Vormund des Jungen zur Stadt bestellt; er hatte dort gehört, daß dem Knaben die schwere Untersuchung geschenkt sein solle, daß er aber, da sich derselbe sehr schlecht betragen, auch sonst schon schlechte Streiche verübt habe, auf vormundschaftliche Züchtigung antragen solle. Der Vormund hatte diesen Wink befolgt, und der Knabe wurde von Vormundschafts wegen — denn der Justizrath war auch

Obervormund — mit zehn Hieben bestraft und damit unter gehöriger Verwarnung begnadigt. Endlich nach langer Haft, gegen den Winter, kam das Endurtel gegen den Schmied heraus; es lautete auf neun Monat Zuchthaus.

An demselben Tage, an dem die Nachricht ins Dorf kam, trafen auch der Gerichtsdiener und Gensdarm auf der Mühle ein und las Ersterer ein Decret vor folgenden Inhalts:

„Wie diesseits glaubhaft zur Anzeige gebracht worden, soll der Müller mit einer ungeaichten Metze, die noch dazu zu groß ist, messen und auf diese Weise die Mahlgäste betrügen. Der Gerichtsdiener hat sich in Begleitung des Gensdarmen an Ort und Stelle zu begeben, und wenn die Anzeige richtig befunden wird, den Müller zu arretiren und mit der Mahlmetze einzuliefern."

Wo ist Eure Mahlmetze? Zeigt mir keine falsche! sagte der Gerichtsdiener; denn Flunkereien sind hier nicht angebracht! —

Gott bewahre! erwiderte der Müller, hier ist die Metze; sie ist von Kupfer, und mit ihr wird öffentlich und ohne daß sich ein Mahlgast beschwert, seitdem die Mühle steht, seit 1750 gemetzt. Seht hier die Jahreszahl darin! Ich habe die Sache so vorgefunden, als ich die Mühle vom Vater ererbt habe, und ich bin mir keines Unrechts bewußt!

Der Gerichtsdiener hatte eine geaichte Metze zur

Hand. Beide Beamte maßen zu verschiedenen Malen und fanden, daß die kupferne Metze ungefähr ein Fünfzehntel statt ein Sechzehntel Scheffel war.

Es thut mir leid, Ihr seid Arrestant, sagte der Gerichtsdiener. —

Gut, ich folge, erwiderte der Müller, nahm Abschied von der Tochter und instruirte den Burschen.

Die Tochter warf sich ihm an die Brust und wollte ihm folgen und persönlich beim Justizrath und Actuar vorsprechen.

Höre! sagte ruhig der Müller. Du weißt, ich habe dir nie ein hartes Wort gesagt, aber wenn du dich unterstehst, einen Menschen meinetwillen zu bitten, so bist du von meinem Herzen verstoßen! Adieu! Führe dich gut auf, denn die Sache kann lange dauern!

Es schien, als wenn dem Müller schwerer beizukommen sei, als dem Schmied; denn das halbe Dorf mußte ins Gericht, bis ein dickes Actenstück zusammengeschrieben war. Das Ende der Procedur war, daß der Müller als Betrüger bestraft und auf sechs Monate ins Zuchthaus geschickt wurde.

Gegen den Herbst des künftigen Jahres kamen ziemlich gleichzeitig beide Männer zurück. Ihre Wirthschaften waren heruntergekommen, und nur ihren vereinten Bestrebungen und durch gegenseitige Bürgschaft war es möglich, die nöthigen Capitalien für die Kosten der Untersuchung zu beschaffen. Uebrigens sprachen sie kein Wort über letztere und ihre Haft; sie gingen

nie in den Krug, aber auch nicht zur Kirche, die sie sonst regelmäßig besucht hatten. Der Pfarrer, als er dem Müller begegnete, erkundigte sich bei ihm nach dieser Versäumung des Gotteshauses und machte ihm Vorhaltungen. Der Mann antwortete nicht; es waren von ihm nur die Worte herauszubringen: es muß erst besser werden in der Welt! Beide Männer hielten jetzt jeder eine Zeitung, die sie einander austauschten und an Winter-Abenden meist durch Marie sich vorlesen ließen. Wenn sie dann von den Bedrückungen in fremden Ländern hörten, von der Ungerechtigkeit, mit der hie und da die Unterthanen behandelt wurden, heiterte sich das Gesicht des Müllers sichtlich auf. Schleswig-Holstein hatte sich damals schon für seine Rechte erhoben, und die Männer in andern Ländern traten zusammen.

Welchen Gewinn siehst du dabei, fragte der Schmied, wenn es armen Leuten schlecht geht?

Ich freue mich, weil ich nun den Lehrer verstehe: die Ungerechtigkeit ist die Mutter der Freiheit!

Wem eine tiefere Bildung gegeben ist, der soll sich nicht dem Pessimismus hingeben; aber er wird mit keiner Ueberredung aus den Massen die Hoffnung auf das Besserwerden durch das Schlechterwerden herausbringen. Denn der Ungebildete hat einen zu engen Kreis der Thätigkeit, als daß er das Wahre und Edle könnte fördern helfen. Sein einfacher Glaube an Gottes Gerechtigkeit läßt ihn auch nicht dazu kommen, die Noth-

wendigkeit des Bösen zu erkennen; er hat keine Vorstellung davon, daß die Menschheit das, was er gut und christlich nennt, im Schweiße des Angesichts erringen muß, um sich desselben als feststehenden Guts zu erfreuen. Er sieht, wenn die widerstreitenden Kräfte gegen einander lebendig sind, kein Mittel, das Böse, wie er es nennt, zu bezwingen, als durch die Gewalt, und gerade dieser Zug ist der tiefere Grund, weßhalb die Masse regierungsbedürftig ist. Was Diejenigen, denen alle Revolution ein Abscheu ist, verdammen, ist sonach gerade die Eigenschaft der Massen, auf der ihre eigene Herrschaft beruht, und sie werden, da sie den Pessimismus nur als Ausgeburt des Einzelnen nehmen, zu leicht verführt, das für Geduld des Volkes zu halten, was nur ein Sammeln im Maße ist, auf daß es voll werde.

Eigenthümlich war daher auch die Entwicklung der drei Personen nach ihrer Bildung und Anlage. Der Schmied, der zwar verheirathet war, aber über die Schmiede nicht verfügen konnte, da er sie an die ältesten Stiefkinder gegen Altentheil abgeben mußte, hatte, da ihm und seinen Nachkommen ursprünglich eigentlich Nichts gehörte, wenig Interesse für Land und Leute. Unter Freiheit verstand er daher wenig Mehr als das Glück, nicht Gensdarmen und Gerichtsdiener zu sehen. Daß er ins Zuchthaus hätte kommen können, war ihm von Kindesbeinen an ganz unmöglich vorgekommen, und er war nunmehr in völlige Confusion mit sich und selbst

mit Gott gekommen, der bei einem rechtlichen Menschen so etwas zulassen könne. Um so concreter concentrirte sich daher sein Haß auf den Actuarius und auf den Justizrath, wobei er denn überhaupt auf Alles, was Beamter war, seinen Antheil von Haß mit abgab. Der Fürst konnte, nach seiner Anschauung, nicht anders als gut sein, und seine ganzen politischen Wünsche beschränkten sich daher auf rechtschaffene Beamte, von denen hie und da der Fürst einzelne, damit sie rechtschaffen blieben, ernstlich abstrafen sollte. In Folge seiner geringeren innern Bildung hatte ihn das Zuchthaus roher gemacht, und er, der früher ein guter, einfacher Mensch gewesen war, hatte sich in einen rachsüchtigen, ja man kann sagen, schlechten Menschen verkehrt, der Jedermann mit Mißtrauen, seinen Beleidiger aber mit vernichtendem Hasse ansah. Er betrachtete die politischen Begebenheiten daher eigentlich nur mit dem Interesse, daß sie ihm Gelegenheit gewähren würden, sicher vor der Strafe seine Rache zu sättigen.

Der Müller dagegen hatte mehr das Allgemeine im Auge. Vielleicht, weil er mit dem Lehrer viel umgegangen war und von Hause aus mehr gelesen hatte, traten in ihm die Personen zurück und die Institutionen in den Vordergrund. Er wußte sich über Preßfreiheit, Trennung der Justiz von der Administration, Versammlungs- und Vereinsrecht, Selbständigkeit der Communen und der größern Verwaltungskreise in Besetzung ihrer Beamtenstellen, über Geschworenengerichte, Freiheit

der Person und des Eigenthums Rechenschaft zu geben und schrieb besonders schlagende Sätze aus den Zeitungen und den ihm zugänglichen Büchern in ein Heft ab, das er beinahe auswendig wußte, und dessen Inhalt ihm eine Art geläufiger Redekunst gewährte.

Marie dagegen neigte für die bestehende Ordnung der Dinge, sah das Uebel nur als etwas Einzelnes an, dessen Abhülfe Gott, der Alles zum Besten kehre, schon herbeiführen werde.

Es ist ja nicht nöthig, Vetter, so nannte sie den Schmied, daß alle die armen Leute von Amt und Brod gejagt werden; wenn sie Uebles thun, so geschieht es gewiß aus Unverstand, und wenn sie böse sind, so kann man sie ja bessern. —

Marie! erwiderte dieser, du magst ein ganz kluges Mädchen sein, aber das verstehst du nicht. Es ist kein Mensch zu bessern. Jungen, die in der Schule nicht bloß leichtsinnig, sondern wirklich böse sind, welche die ganze Schuljugend fürchtet, weil sie nichts taugen, bleiben schlechte Menschen, und wenn alle Lehrer und Prediger der Welt daran bessern. Wer einmal ein wirklich schlechter Kerl war, kann sich nicht bessern, weil er sich nicht besser machen kann. Mir vermag kein Mensch meine neun Monate Zuchthaus vom Halse zu nehmen, und wer mich dazu gebracht, kann sich nicht bessern, weil seine Sünde nicht auszuwischen ist. Selbst wenn ein solcher Missethäter ebenfalls neun Monate sitzen müßte, ist damit nichts gewonnen; denn ich werde dadurch

nicht neun Monate jünger, die ich aus dem Leben verloren habe. Nur der Tod des Einen oder des Andern quittirt die Rechnung. —

Vetter! Ihr werdet gottlos, — sagte das Mädchen; die Schrift sagt, die Rache ist Gottes! —

Ja, das ist sie, erwiderte der Schmied, sie ist Gottes, aber durch die Menschen. Roggen und Waizen sind auch Gottes Gaben, aber durch die Menschen, die pflügen, säen und ernten. Gott verlangt, daß wir ihm beistehen, als seine Werkzeuge. —

Aber doch nicht im Bösen! rief Marie; die Rache ist ja etwas Böses. —

So? entgegnete der Schmied, dann wäre sie auch nicht Gottes. —

Der Müller ging ab und zu und mischte sich nicht ein. Als er den Schmied ein Ende begleitete, bot dieser gute Nacht und sagte: Nachbar! das Mädchen bleibt immer ein Mädchen; Weiber haben lange Röcke und kurze Sinne, ich möchte um alle Welt nicht, daß sie plauderte. Recht habe ich doch, kein Mensch bessert sich, es steckt Alles im Blut, und, Nachbar, ein Kuckuksei in einem fremden Neste bringt einen Kuckuk. Art läßt nicht von Art. Gute Nacht! —

Der Müller antwortete nichts, er war aber zur Mühle gegangen, ohne Marie anders gute Nacht zu bieten als durchs Fenster. Geh zu Bette, rief er, ich komme spät herunter und muß früh auf.

Von der Zeit ab vermieden die Männer etwas

mehr alle Streitigkeiten über Welthändel in Mariens Gegenwart; auch ging der Müller öfter mit den Zeitungen zum Schmied, obgleich sonst ziemlich regelmäßig des Müllers Wohnung das Lesezimmer gewesen war. Dagegen kam mehr Besuch als sonst aus dem Dorfe und aus andern Gegenden, der aber fast stets zur Schmiede oder auf die Mühle geführt wurde.

Des Schmieds Lehrbursche, derselbe, der von Vormundschaftswegen gezüchtigt war, war oft die letzten Tage der Woche auf Reisen, und Marie bemerkte, daß er sogar Abends über das Bruch nach Norden ging; denn der Knabe kannte die Oertlichkeit, als der gewandteste Sucher von Kiebitzeiern, so genau wie sein Herr, und war, seit dieser sich von der Jagd zurückzog, statt seiner auf dem See und in den Fennen mit der Flinte zu treffen. Die Strafe, die er empfangen, schien nicht gut auf ihn gewirkt zu haben; denn er war seitdem mehr vagabondirend geworden; sein Herr sah ihm mehr durch die Finger und behalf sich anderweit, wenn der Knabe fehlte. Er ging sehr häufig zur Stadt, und wenn er von dort zurückkam, gingen ihm der Müller und der Schmied entgegen, als könnten sie die Zeitungsblätter und Schriften nicht erwarten, welche der Knabe von dort zurückbrachte. Marie, die stets freundlich gegen ihn gewesen, wie dies gegen Jedermann ihre Art war, fand ihn jetzt weniger plauderhaft als sonst und konnte nichts darüber herausbringen, was ihn so geschäftig in die Gegend treibe. Eines Abends aber,

als der Knabe zur Mühle ging, wo eben der Müller arbeitete, sagte er ihr im Vorbeigehen:

Seid um zehn Uhr hinter dem Stall, ich habe Euch etwas zu sagen.

Der Knabe fand sich pünktlich ein und eröffnete dem Mädchen, daß es in der Welt bald bunt kommen werde, und er habe etwas munkeln hören, daß der Justizrath und Actuar in Gefahr seien; die Stiftsbauern würden zur Stadt ziehen, und dann thue es nicht gut. Ihm sei gesagt, daß der Actuar, als er damals wegen des Gerichtsdieners und Gensdarmen Strafe bekommen sollen, für ihn vorgebeten habe, und nun könne er es nicht über das Herz bringen, er wolle ihm gern helfen, er wisse aber nicht, wie er es anfangen solle. Der Zug gehe von Glowitz aus, und so bliebe dem Justizrath und Actuar, die vor dem Heuthor wohnten, nur ein Ausweg, und zwar nach dieser Seite her. Da aber den Bauern, die etwa hier zurückblieben, eben so wenig zu trauen sei, als denen, die sich den Glowitzern anschlössen, so sei die einzige Rettung noch hierher zur Mühle; denn der Vater so wenig wie der Schmied würden zu Hause sein. Man könne von der Mühle Alles übersehen, und wenn ihre Spur ermittelt würde, so wisse er auch noch Rath.

Was meint Ihr dazu, Jungfer Marie, thue ich wohl recht, und werdet Ihr mich nicht verrathen? —

Dein Plan, Jörge, gefällt mir nicht; denn hierher laufen ja die Leute geradezu in den Sack, und wenn

auch der Vater und vielleicht sogar dein Herr ihnen kein Leid zufügen, so können sie doch von hier aus nicht das Weite suchen, wenn es arg kommt. —

Das habe ich auch gedacht, aber ich habe auch gehört, daß die Bauern meinten, es müsse in den ersten drei Tagen aufgeräumt werden; was da nicht geschehe, sei verspätet. Denn dann sei der erste Sturm verraucht, und Jeder wenigstens seines Lebens sicher. Drei Tage können wir sie schon verbergen, und ich möchte Euch auch noch etwas sagen, aber Ihr dürft es auch später nicht dem Vater und Herrn verrathen, Ihr müßt mir die Hand darauf geben.

Das Mädchen gab ihm die Hand, und nun eröffnete er ihr ganz heimlich, daß er durch das Bruch einen Weg nach der Elslake im Norden wisse. Dort schon sei der Grund sicher und trenne nur noch eine Heide die Lake von der nächsten Landes-Grenze. Er selbst habe schon den Weg gemacht und in der Grenzstadt Eier und Schnepfen verkauft, wovon der Meister nichts wisse.

Dann in Gottes Namen, und Gott mag da helfen, sagte Marie.

Ja, erwiderte der Knabe, das Alles wäre recht gut, aber der Actuar und Justizrath kennen mich nicht genug, um mir zu folgen. Ihr kennt ja wohl den Actuar, sagte er, und ein leises Lächeln flog über seine Lippen.

Ja, ich kenne ihn, aber was kann ich thun? Ich

kann ihn nicht sprechen, und wenn ich dem Vater davon sage, weiß es auch der Schmied, und du bist verrathen. —

Wie ist denn das zu machen? überlegte der Knabe, und rieb sich die Stirn, als dächte er nach. Euch traute der Actuar gewiß, und dann wäre er und der Justizrath gerettet. Könnt Ihr ihm denn nicht irgend ein Zeichen geben, daß ich von Euch komme?

Das Mädchen machte eine schnelle Bewegung. Sei vor Tag um fünf Uhr wieder hier, sagte sie, ich werde dir ein Schreiben mitgeben.

Der Knabe war pünktlich an Ort und Stelle. Vor Mittag, sagte er, kann ich nicht fort, aber am Abend bringe ich Bescheid. Er versteckte den Brief in seinen Stiefel und verschwand.

Habe ich nicht Recht gehabt? sagte der Schmied, als er nach dem Frühstück zur Mühle kam, Art läßt nicht von Art. Es ist ein Glück, daß das Mädchen uns nicht in die Karte gesehen. Weiber sind Weiber, sie verrathen Vater und Mutter an den ersten Besten, den sie lieben, und wenn er auch Vater und Mutter gemißhandelt, selbst ins Zuchthaus gebracht hat. —

Schweig! rief der Müller. Er hielt den Brief zögernd in der Hand, dann verschloß er ihn wieder und sagte: Wenn es sich um den Actuar allein handelte, müßte ich andere Wege einschlagen. Aber so, wie die Sache steht, darf ich nicht dazwischen treten. Hättest du mich vorher gefragt, als du das Mädchen auf diese

Weise prüfen wolltest, würde ich es dir verboten haben; nun es geschehen, erkenne ich darin eine höhere Hand. Darum laß den Brief abgehen; ich werde sorgen, daß das Mädchen in ihrem Mitleid nicht zu weit geht und uns in Verlegenheit bringt. —

Mitleid! sagte der Schmied. Schönes Mitleid, das das Zuchthaus des Vaters vergessen kann! —

Reize mich nicht noch mehr! Wenn sie kommen, werde ich die Leute in ihrer Schwäche sehen und erkennen, ob an ihnen Besserung möglich ist. —

Also in ihrer Schwäche willst du sie sehen? Nachbar! Nachbar! hüte dich vor der Schlange, der du nicht den Kopf zertratest, als du es konntest. Hast du ihnen geholfen, dann sei sicher, daß sie dich erst recht verfolgen. —

Das kann sein, sagte der Müller, aber ich kann nicht anders; ich kann selbst meinen Feind nicht ausliefern, wenn er unter mein Dach flüchtet. —

Auch wenn er hofft, dich nicht unter deinem Dach zu finden? —

Auch dann nicht! ich sehe immer mehr, daß der Lehrer, den wir für verrückt hielten, ein Weiser war; er hat mir erzählt, daß selbst bei Wilden das Dach den Feind schütze.

Dach hin, Dach her! rief der Schmied, ich will dir nicht entgegen sein; aber ich werde dich in nichts unterstützen. —

Das verlange ich auch nicht, sagte der Müller,

obwohl du die Sache angefangen hast. Wäre es nicht geschehen, so unterbliebe es vielleicht besser; aber da es geschehen, sehe ich darin, wie gesagt, einen Finger Gottes, der unsere Feinde in unsern Schutz treibt.

Wenn aus jener Zeit jeder Einzelne seine Erlebnisse verzeichnete, gut oder schlecht, so würde dies für den spätern Geschichtsschreiber ein unschätzbares Material abgeben. Nie und nimmer hat die Weltgeschichte ein Beispiel davon geboten, wie auf dem ganzen Continent Europa's ein mit ungeheuren Kosten ein Menschenalter hindurch aufgebautes und dem Anschein nach festes Material zusammenbrach. Es war, als wenn alle Gewalt an Einem Tage wie durch einen elektrischen Schlag gelähmt an den Boden geworfen wäre, und die Welt sah erstaunt, daß sie ohne Regierung war. Die Feigheit der Beamten überstieg alles Maß. Polizeidirigenten liefen in die Wälder, Bürgermeister bekamen Fußtritte; bis zu den höchsten Beamten hinauf flüchteten Einige in die ländliche Einsamkeit, Andere verkleidet, den rothen Regenschirm und Nachtsack unter dem Arm, suchten bei entlegenen Landwirthen ein gastliches Dach. Gutsbesitzer, die auf ein halbes Dutzend Erntewagen ihre fahrende Habe geworfen, suchten Schutz in der Stadt, und aus der Stadt liefen Andere hinaus, um auf dem Lande versteckt zu bleiben.

Jeden Abend die Nachricht von einer neuen Revolution in dieser oder jener Residenz, und jedesmal ein Laufen und Gebahren, als wenn das Volk morden

und brennen wolle. Das Volk aber wollte aufbauen, nicht zerstören, und nur den Beamten zeigen, daß es von heute ab Rechenschaft fordere, durch seine Organe. Es begnügte sich zu schrecken, und dies gelang ihm mehr als nöthig war. Wenige ließen sich nicht schrecken, traten dem Volke dreist entgegen, handhabten die Ordnung nach wie vor, und das Volk, das den Muth liebt, brachte ihnen Vivats. Sie gerade wurden von der übrigen Beamtenwelt gehaßt; denn die Niedrigkeit leidet neben sich nicht das Bessere, ja ihnen wurde bei den Wahlen entgegengewirkt, weil sie die Zeit nicht verständen. Denn man warf sich weg selbst bis zur äußerlichen Unscheinbarkeit, man erblickte in solchem Gebahren eine Artigkeit gegen das Volk, und diese Artigkeit ging zuweilen bis zur Kriecherei. Ja, einige Beamte spielten die Freiheitshelden, wie sie alle Heldenrollen durchspielten, zu denen sich im Laufe der Zeit und nach dem Umschwunge der Dinge Gelegenheit bot. Die Vereine und Versammlungen schossen wie Pilze aus der Erde, die Redner waren in Fülle vorhanden, und jeder Mann mit Lungen hielt sich reif zum Vertreter des Volkes. Im Ganzen lag eine gewisse Unschuld, die etwas Rührendes hatte, in der Sache, ungefähr wie man den Studenten darauf mitleidig ansieht, daß er aus aller Lust heraus nach wenig Jahren doch ins Examen, in die Dressur und ins Joch muß. Von oben herab verstand man die Bewegung nicht, ungefähr ebenso, wie uns der junge Mensch mit seinen Paradoxen fast

schwindlig macht, während wenig Jahre hinreichen, diese Paradoxen abzuklären, ihnen Gestalt, Form und Inhalt zu geben und sie als Wahrheiten der Neuzeit unter allgemeiner Anerkennung in die Welt zu führen.

Auf dem Lande, mit seinen althergebrachten, starren Verhältnissen und seiner aristokratischen Sonderung der Dorfbewohner nach dem Grundbesitze, war der Umschwung der Dinge in unserm sonst so kalten Norden besonders auffallend. Der Schulze taugte schon eo ipso nichts; er war ja so lange Schulze gewesen, und die Regierung war mit ihm und mit seines Gleichen dort gestürzt. Ebenso wie das Evangelium sich aus den Fischern und Knechten seine Apostel holte, so nahm sich die neue Lehre ihre Jünger und Verfechter aus den kleinen Leuten.

Der Stellmacher, der Müller, der Schmied, der Schuster und vor allem der sonst so tief gestellte Schulmeister, das waren die Wahlmänner. Der Schulmeister eignete sich natürlich zum Wahlmann für Frankfurt, das man von vornherein als einen Katheder für den Gelehrten ansah. Jeder, der eine Brille aufhatte und sonst wohlmeinend war, wurde für Frankfurt reif gehalten; für die heimischen Landtage aber bedurfte man Männer von Gesinnung, von unverdorbenem Sinne, was mit Wissen und Können, wie man glaubte, nicht zu vereinigen war. Unter diesen Umständen wirkten die ersten Tage einer solchen Zeit auf den Beamten, der von seinem grünen Tisch aus mit der ihm durch

die alte Schule eingelebten Unfehlbarkeit die Welt zu regieren glaubte, wie ein Erdbeben. Er hielt den Tag des Gerichts für gekommen; es braus'te wie ein dies irae, dies illa durch die Luft, es erschienen die Tage, die man, wie die Geschichte eine journée des dupes hat, als die Tage des bösen Gewissens bezeichnen könnte.

Mit dem Gewissen sah es beim Justizrath mißlich, beim Actuarius sehr schlecht aus. Leute dieses Schlages haben kein Gewissen im gewöhnlichen Sinne; denn sie haben ja bei allen ihren Unthaten einen Paragraphen für sich gehabt, den sie auch dem lieben Gott entgegensetzen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, Diesen oder Jenen quäle das Gewissen, während seine Indisposition nichts als Unverdaulichkeit oder ein Diätfehler ist. Desto empfindlicher sind Leute dieses Schlages für das objective Gewissen, das in sichtbarer Gestalt daherbraus't und ihren Paragraphen für nicht Mehr ansieht, als er ist, für die Maske, hinter der die Leidenschaft und Bosheit ausgeübt wurde.

Es war daher natürlich, daß der Justizrath und sein Actuar auf Mariens Brief eingingen. Dem Erstern schien es ganz unnatürlich, daß das Mädchen nicht sein Vertrauen verdienen sollte, und der Letztere war mit Leib und Seele bei dem Plane, da er für seine Unwiderstehlichkeit ein glänzendes Zeugniß gab. Der Knabe wurde reichlich beschenkt, nachdem alle möglichen Proben und ein förmliches Verhör seine Treue unzweifelhaft gemacht hatten.

Sie rücken wahrscheinlich schon heute Nacht an, sagte der Knabe; denn bei uns, als gestern die Nachrichten aus der Residenz ankamen, war Alles der Meinung, man müsse schnell aufräumen.

Werden dein Herr und der Müller unter den Aufrührern sein? fragte der Justizrath.

Ich glaube es wohl, meinte der Knabe, deßhalb, und weil sie jedenfalls, wie ich bestimmt weiß, heute Abend verreisen werden, hält Sie Jungfer Marie für gut aufgehoben bei uns, wohin sonst Niemand kommt. —

Aber, wenn sie nun nicht verreisen, wer steht uns dafür, daß sie uns nicht ausliefern?

Dafür lassen Sie nur Jungfer Marie sorgen; was sie will, thut ihr Vater, und dem folgt wieder der Schmied. Im schlimmsten Fall können wir immer noch flüchten; denn die Alten haben seit langer Zeit das Bruch nicht besucht und sollen lange suchen, ehe sie meine Wege finden.

Es wurde ausgemacht, daß der Justizrath und der Actuar noch vor Abend die Stadt verlassen und sich östlich wenden, dort in der Heide an einer bestimmten Stelle die späte Nacht bis zur Ankunft des Knaben abwarten sollten, der sie dann durch die Felder zur Müllerwohnung bringen solle. Diesen letzten Theil des Weges sollten sie zu Fuß machen, damit selbst der heimkehrende Fuhrmann ihre Spur nicht verrathen könne.

Es war Ende März, als man beim Eintritt des

Abends von den Stiftsdörfern einzelne Gruppen in Glowitz sich zusammenfinden sah. Man las dort eine Schrift vor, in welcher Befreiung der Müller von ihren Mühlen-Abgaben, Erlaß der baaren Gefälle, Bewilligung von Raff- und Leseholz aus der Stiftsforst und außerdem in sehr unklarer Weise Schutz gegen Arrestationen, Nichteinmischung in die Dorfpolizei und dergleichen gefordert wurde. Der Justizrath sollte dies unterzeichnen; nnd dann werden wir noch ein Wort zu sprechen haben, riefen unter beifälligem Gelächter der Menge einige Stimmen. Ein ehemaliger Feldwebel war Anführer, er theilte die Gruppen so, daß man von allen Seiten zugleich an die vor dem Thore der Stadt belegene Wohnung der Stiftsbeamten kommen mußte, die überhaupt, da nach der Südseite hin der Ausweg schon verlaufen war, schon für gefangen galten; denn nach der Nordseite zu lag nur unser Dorf und einige kleinere Etablissements am Rande des meilenlang sich hinziehenden Bruches, das keinen Durchgang zuließ.

Der Justizrath und der Actuar waren aber, als die Aufrührer einrückten, schon im Walde, wo der Knabe, der inzwischen Marie Bescheid gebracht hatte, nach zwölf Uhr eintraf.

Der Müller und der Schmied sind nicht anwesend, theilte er mit, sie sind wahrscheinlich auch zur Stadt; indessen müssen wir in einem Umweg um die Schmiede gehen, da es besser ist, schlimmsten Falls dem Müller als dem Schmied zu begegnen.

Man machte sich auf. Der Knabe und der Actuar trugen die Mäntel und die nöthigsten Sachen. Kaum war die kleine Truppe tausend Schritt durch den Wald gegangen, als sie das Lied hörten: „Ein freies Leben führen wir ꝛc.“ Man verkroch sich in eine Kiefernschonung und vernahm deutlich, was die Vorübergehenden sprachen:

Der Verräther schläft nicht, sagte Einer, nur aufgepaßt! wir werden den Schuft schon herausbekommen, der den Blutpressern unsere Ankunft verrathen hat! —

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, der dicke Justizrath muß baumeln, und der Actuar neben ihm! Wie sich die Leute in der Stadt freuten und vors Thor kamen, um uns zu sehen! fiel ein Anderer ein.

Ja, der lange Conducteur konnte schmählich reden. So kann's kein Pastor. Mitbürger! Brüder! Das Morgenroth der Freiheit glänzt am Himmel des deutschen Vaterlandes, — so fing er an, und dann ging's fort, wie Wasser durch die Schleuse. —

Auch der Müller vom Bruche, äußerte ein Dritter, ist ein ganzer Kerl. Als sie dem Heideläufer zu Leibe wollten, weil dieser der Verräther sein müsse, und ihn schon ans Strick nahmen, fuhr er dazwischen, daß es eine Freude war. Was sagte er doch? Die Freiheit frißt ihre eigenen Kinder oder so etwas, — und sein Nachbar, der Schmied, warf die Angreifer rechts und links und schrie: ich habe unschuldig gesessen, ich weiß, was unschuldig leiden heißt, ich bürge für den Heide-

läufer! — Das war hübsch von ihm; denn er kann doch sonst den Kerl nicht leiden.

Ja, rief ein Anderer, der Schmied ist ein kluger Mann; er ist gewiß dem Verräther auf der Spur, und dann mag ich mit dem die Suppe nicht theilen. —

Die Männer gingen vorüber. Der Knabe zitterte.

Du bist ein braver Junge, sagte der Justizrath und drückte ihm Geld in die Tasche. Ich habe es immer gut mit dir gemeint, und du vergiltst es. Habe nur Muth! —

Hast du die Kerle nicht gekannt? fragte der Actuarius; es könnte doch gut sein, sie sich zu merken. —

Der Knabe verneinte dies und ging vorsichtig horchend voran.

Um etwa zwei Uhr trafen die Drei bei der Mühle ein. Sie hatten sich am Schilfrand des Sees gehalten und so die Schmiede umgangen. Auf ein leises Klopfen öffnete Marie und führte die Männer in ein reinliches Hinterstübchen, wo frische Betten aufgeschlagen und Kaffee und Butterbrod bereit waren.

Der Justizrath sah das Mädchen zärtlich an: Gottes Wege sind wunderbar, sagte er, wie hätte ich denken können, gerade bei dir Zuflucht suchen zu müssen!

Der Aktuar war zum ersten Male etwas verlegen. Wo ist denn der Vater? fragte er. —

Er ist schon Nachmittag fortgegangen und noch nicht daheim, wenn er nicht ungesehen zur Mühle gegangen ist. Wenn Sie ruhig zu Bette gehen, bemerkt

er Sie heut gar nicht, und morgen will ich ihn schon vorbereiten.

Der Actuar drückte ihr die Hand, und das Mädchen erröthete freudig erregt. Es ist eine unzerstörbare Liebe im weiblichen Gemüth zu Allem, was darin wahrhafte Neigung erregt, und es ist im Ganzen nichts unwahrer als der Vorwurf der Veränderlichkeit, den man den Frauen macht. Dabei überwiegt so sehr die höchste Bestimmung des Weibes als Mutter in ihrer Beziehung zum hülfsbedürftigen Kinde, daß ihre Liebe zu den Männern fast in demselben Maße wächs't, als sie ihres Schutzes, ihrer Pflege in Noth und Krankheit nöthig haben. Der Actuar war in Gefahr; dies hatte das Mädchen fast erfreut; denn sie konnte ihm ja nun Liebes thun. Sie hatte das für ihn bestimmte Bett mit besonderer Sorgfalt gelegt und gestrichen, und ihre Liebe zu ihm war ihr selbst nun erst recht klar geworden, ja die Hoffnung auf eine Zukunft mochte, ihr selbst unbewußt, durchschimmern; denn er stand ihr ja nun näher, sie war ja schon halb wie sein Weib für ihn besorgt und thätig. Das Mädchen war daher trotz der Noth muthig, weil sie glücklich war, und hauchte diesen Muth in die Herzen der niedergeschlagen angekommenen Männer.

Dem Schmied war indessen nichts entgangen. Als er die Flüchtlinge am Schilfrande hinschleichen sah, rieb er sich die Hände. Prächtiger Junge, murmelte er, Gott segne die Hiebe, die du bekommen! — Ein jun-

ger Mensch war bei ihm, dem er leise einige Worte sagte, und der dann mit der größten Eile davonlief. Das wird eine Hetze geben, sagte er. Die armen Leute haben so oft in Schnee und Eis die Schonungen zu Hofe abtreiben müssen; jetzt kommen einmal die Jäger dran. Und du, alter Schlaukopf da oben auf deinem Mühlenbock mit deinem „Schutz unter deinem Dach“, warte nur noch ein paar Stunden, und ich will dir die Tollheit austreiben, die du von dem Lehrer gelernt, und von der Gastlichkeit der Wilden. Leid's soll dir nicht geschehen, aber du sollst deine Noth haben. Der Schmied ist nicht so dumm, wie er aussieht! —

Er schlich ums Müllerhaus herum. Die Hunde kannten ihn wie seine eigenen, und er konnte sich dicht an die Mauer legen. Der Müller war schon von der Mühle herab, wo der Bursche schaffte, und er hörte bald lebhaftes Gespräch.

Ich danke Ihnen, Herr Justizrath, sagte der Müller, für Ihr Zutrauen in meinen Edelmuth, wie Sie sagen; aber ich wollte, Sie hätten dies Zutrauen nicht gehabt, Sie sagen mir, daß Marie Sie veranlaßt habe, bei mir sich zu verbergen, und gerade weil diese es gethan, setzte er etwas leiser hinzu, will ich nicht dazwischen treten. Der Mensch denkt und Gott lenkt, vielleicht haben Sie über Gottes Wege jetzt allerhand Gedanken, die zum Guten führen können. Auch dem Kleinsten soll man nicht Unrecht thun, und der Schwächste kann uns Gutes erweisen. Des Menschen Sünde kann

der Haken sein, an dem Gott ein Herz fängt, und der verstoßene Sohn des Hauses ist schon dessen Stütze geworden. —

Wir haben Sie nie verstoßen, lieber Meister, sagte der Actuar, wir haben Ihnen nie absichtlich Böses gethan. Schlechte Menschen, wenn sie Dinge zu den Acten bringen, die wir nicht übergehen können, sind diejenigen, welche die Bolzen schmieden, die wir abschießen müssen. —

Ich rede nicht mit Ihnen, erwiderte der Müller ganz kurz. Begeben Sie sich zur Ruhe, wandte er sich zum Justizrath, morgen früh wollen wir das Weitere überlegen. Ich werde gleich früh zum Schmied gehen und hören, wie die Sachen stehen, und ob nicht in der Stadt Militär oder sonst eine Hülfe angekommen ist, welche Scenen, wie die von diesem Abend, verhindert, oder ob es nothwendig ist, Sie über die Grenze zu bringen. Lange hält die Sache nicht an, das habe ich in der Stadt gesehen; denn das Volk weiß nicht, was es will, und weiß vor allen Dingen nicht, was es soll. —

Bleiben Sie noch etwas bei uns, rief der Justizrath, der still in sich versunken war und zuweilen eine Thräne trocknete, während er am Ofen sich erwärmte und am Kaffee erquickte, bleiben Sie doch noch etwas bei uns. Man muß sich doch auf alle Fälle verabreden. Denn die Dinge kommen oft ganz unerwartet und anders, als man denkt.

Ja wohl, sie sollen anders kommen, als du und der Müller denkst! murmelte draußen der Schmied und ging der Schmiede zu.

Er war nicht lange fort, als er wieder zum Müller umkehrte. Der alte Schlaukopf darf auch nicht entfernt glauben, daß ich die Hunde auf die Fährte gebracht, drum muß ich ihn warnen, murmelte er vor sich hin. Weg kann er doch nicht mit den Blutsaugern; denn in jeden Versteck kann ich ihm die Koppel nachschicken. Leise klopfte er an die Fensterlade des Müllers. Alle horchten auf. Wer ist da? rief der Müller und öffnete das Fenster der dunklen Vorderstube.

Nachbar! rief der Schmied ängstlich. Mein Junge kommt eben gelaufen und sagt, ein paar hundert Mann wären im Anzuge. Sie wollten Euch hängen, die Mühle anzünden, keinen Stein auf dem andern lassen, sie wüßten um den Verräther, der den Justizrath und den Actuar verbärge.

Um Gottes Willen! erwiderte der Müller, haltet sie nur einige Augenblicke bei der Mühle auf; ich komme gleich selbst dort hinunter und spreche zu den Leuten. Sind sie erst hier und in Wuth, so ist Unglück zu befürchten. —

Von Herzen gern, Nachbar! rief der Schmied und lief eilig seiner Behausung zu.

Hier ist kein Augenblick zu verlieren. Folgen Sie mir, Herr Justizrath, aber schnell! Geben Sie Ihren Mantel her, es wird kalt gegen den Morgen. Schnell

zog er seinen Schafpelz über, nahm den Justizrath an der Hand und ging zur Hausthür mit ihm hinaus um den Mühlenberg herum dem See zu.

Du hast Niemanden gesehen, Marie, rief er noch im Abgehen, und sagst, du habest mich seit Mittag nicht gesprochen. Gieb Acht, daß kein Stückchen liegen bleibt, was uns verrathen kann. —

Wo um Gottes Willen bleibe ich denn? rief der Actuar im dunklen Hausflur, während draußen schon der Tag graute. —

Versteht sich, daß Sie folgen, hörte er noch, als ihn leise eine Hand faßte und ihm der Schmiedjunge zuflüsterte: Trauen Sie ihm nicht, Sie sehen ja, wie er Sie behandelt und sich um Sie kümmert. So schlüpfte er mit ihm zum Hinterthor hinaus dem Bruche zu, das zwischen Mühle und Dorf ins Land trat. Dort hinter dem Dorf weg weiß ich einen Weg, der uns sicher über die Grenze führt; schnell, schnell! mahnte der Knabe.

Marie! rief es von der Mühle her. Sie lief hinaus. Wo ist der Actuar? drohte ihr der Vater entgegen.

Des Schmieds Junge ist mit ihm davon. —

Nun, hol' ihn der Teufel, mir ist leichter, daß ich ihn nicht bei mir habe. Schnell, Herr Justizrath, es ist ein gutes Zeichen, daß der Böse von Ihnen weicht in der Stunde der Prüfung. — Beide Männer traten ins Schilf und in einen kleinen Kahn, mit dem der

Müller eine gute Strecke, immer verdeckt vom Schilf hinfuhr. Es war die höchste Zeit gewesen; denn schon braus'ten von der Mühle her die wüsten Stimmen der Verfolger. Aengstlich sah der Müller oft zur Mühle auf; denn er fürchtete die rothe Flamme aufgehn zu sehen.

Nach einer Viertelstunde wurde es ruhiger. Die Marie ist doch ein prächtiges Mädchen! äußerte er. Ja, die Weiber, wenn es aufs Verstellen und Leugnen ankommt, haben zehnfach mehr Muth als die Männer. Und der Schmied muß sich gut nehmen; denn sie scheinen von der Fährte zu lassen. — Der Kahn glitt ganz leise über die Wellen, — da war es beiden Männern, als wenn sie von der andern Seite des Bruchs vom Dorfe her Hülferuf hörten.

Der Müller hielt an, auch der Justizrath wurde aufmerksam. Beiden stockte der Athem. Der Hülferuf wiederholte sich ein paarmal. Gott sei Dank! es ist keine weibliche Stimme, stöhnte der Justizrath. Nein, sagte der Müller, nachdem er fein gelauscht, das nicht; es kam mir nur vor, als kennte ich die Stimme. — Er trieb den Kahn in einen vom See etwas ins Bruch tretenden Graben, bis an dessen Spitze, stieg aus und ging im Kreise um den Kahn herum. Es geht, rief er dem Justizrath zu, steigen Sie aus! Der Müller nahm ihn an der Hand; da hörten beide Männer noch ein Schreien und wüstes Lachen. Gott sei Dank, sie lachen, sagte der Justizrath, es ist kein Unglück passirt. —

Es kommt darauf an, was man Unglück nennen will, erwiderte der Müller und ging schweigend seines Weges. Indessen war der Schmiedejunge dem Actuar wie ein Wiesel vorgelaufen. An der Seite des Bruchs, nach dem Dorfe zu, standen einige Elssträucher, bis zu denen Marie mitging. Dort wandte sich der Actuar noch einmal um, und, ob wirklich ergriffen vom Moment oder aus Verstellung, das lassen wir unentschieden, fiel er dem Mädchen um den Hals. Marie, Marie, rief er, leb wohl! Das Mädchen konnte bloß weinen, mehr vor Freude als Wehmuth; denn der Tumult in der Welt reichte nicht bis in ihr Herz, wo heute gerade der Friede und das Glück eingekehrt waren. — Als der Knabe und sein Schützling hinter den Elsen verschwanden, kehrte sie so muthig ins Haus zurück, daß keine Marter, keine Mißhandlung ihr etwas abgetrotzt hätte.

Bald langten die Männer an, und so mächtig wirkt auch auf sonst rohe Naturen Jugend und Schönheit, daß selbst die Vordersten und Lautesten vor ihrem bestimmten und man könnte sagen, vornehmen Wesen Respect hatten und sich an eine Durchsuchung des Hauses, der Mühle und Ställe begaben, ohne das einsam im Hause zurückgebliebene Mädchen zu belästigen. Bald war auch der Schmied in ihrer Nähe und, obwohl er jeden Anschein vermied, zu ihrem Schutze bereit. In dem Tumulte war das Mädchen, damit man das Vieh nicht unnütz aus den Ställen lasse, auf den Hof geeilt.

Plötzlich an der Scheune blieb sie stehen, horchte und flog davon, ohne ein Wort zu sagen, dem Bruche in der Richtung zu, die der Actuar und Knabe eingeschlagen hatten. Der Schmied machte den Männern Vorwürfe, daß sie das arme Mädchen so erschreckt, daß sie ins nasse Bruch laufe. Wir sind ja Christen, rief er, nicht Heiden und Türken! Andere stimmten ihm bei, und nun ging es an ein neues Hin- und Herreden, so daß der Schmied sich unbemerkt entfernen konnte, wobei er aus der nunmehr erwachten Stimmung vernahm, daß keine Gefahr mehr für Hof und Haus war. Er lief ins Bruch, wo er bald die Gestalt Mariens entdeckte. Das Mädchen arbeitete sich durch das welke Gras und Gestrüppe, immer auf die Gegend zu, wo der Hülferuf kam. Bald sah er den Knaben auf einem verwitterten Elsenstamm sitzen, vor dem diesseits, dicht über der Erde, sich ein noch unerkennbarer Körper bewegte. Marie stürzte gerade auf letzteren zu, sie war kaum zwanzig Schritte entfernt, fiel nieder, richtete sich auf, und obwohl die dürre Grasdecke unter ihren Füßen wogte, verlor sie den Muth nicht und wollte sich eben zu einer letzten Anstrengung sammeln, als sie sich mit fester Hand am Arm ergriffen fühlte und zurückgezogen wurde.

Willst du in den offenbaren Tod rennen, Marie? sagte der Schmied und hielt sie fest.

Wie ist denn der Actuarius in das schlimmste Loch des Bruchs gerathen, rief er zum Knaben hinüber.

Er ist hineingefallen, wie Ihr seht.

Um Gottes Willen helft mir rasch, rief der Actuar, der Moder steigt mir schon an den Hals!

Aber Junge, wie kannst du denn so dumm sein, hier den Führer spielen zu wollen und dann noch zu glauben, daß erwachsene Menschen gehen können, wo du Flederwisch hinüber kannst.

Er hat sich umgesehen, antwortete der Knabe, und da wird er nicht bemerkt haben, daß ich im Bogen auf den Stamm losging. Nun ist er geradeaus hineingetappt. Warum sah er sich denn immer um, als ob der Böse hinter ihm wäre? Ich weiß nicht, wonach er zu sehen hatte. Meine Schuld ist es nicht. —

Der Schmied machte einen Versuch, an den Actuar zu kommen, aber er kehrte bald um.

Es geht nicht, sagte er, es geht nicht ohne Leitern und Bretter; wir müssen zurück zur Mühle und Hülfe holen. — Marie wollte nicht von der Stelle. Laßt mich, laßt mich um Gottes Willen! Sie eilte auf den Unglücklichen zu, der Schmied hielt sie, der Actuar reckte ihr die Arme entgegen, aber es war eine kurze Anstrengung, und er sank zurück, tiefer in den Schlamm.

Noch sah bloß der Kopf heraus, der Hut lag eine gute Strecke beiseits. In dem Augenblick kamen noch Landleute, die dem Schmied nachgeeilt waren.

Marie stürzte ihnen entgegen. Holt Leitern, Bretter, um Gottes Willen, rettet den Unglücklichen! rief sie. →

Wer ist es denn? —

Es ist der Actuar. —

Ach so, Jungfer, so kommt's heraus. —

Hülfe, Hülfe! rief der Versunkene, Menschen, um Gottes Willen, rasch! —

Das kann nichts nützen, sagten die Bauern, ehe wir mit Leitern und Brettern zurückkommen, ist Der schon Klafter tief begraben. —

Begraben! schrie der Unglückliche. Der Moder wollte ihm in den Mund steigen, krampfhaft warf er den Kopf hintenüber, und die Morgensonne schien über eine entsetzlich verzerrte Maske.

Böse Menschen werden im Todeskampfe recht häßlich; es ist, als wenn die Hölle sie schon etwas vor dem völligen Abscheiden in die heißen Arme nähme. Wuth, Verzweiflung, daß hier keine List mehr anschlagen wolle, das Gefühl der Nichtigkeit bei aller Klugheit gegenüber dem Ewigen, reißen in das Gesicht solcher straflos durchs Leben gegangenen Verbrecher die scharfen Marken der bösen Geister, die noch beim Scheiden dem Cadaver die Spuren und das Wahrzeichen aufdrücken, daß sie in ihm heimisch waren. —

Marie! schrie er noch einmal; sie hörte es noch, zuckte noch einmal auf, als wolle sie heraus aus dem Männerkreise; aber als sie die Maske sah, fiel sie mit einem durch die Lüfte schrillenden Schrei ohnmächtig zusammen.

Der Knabe verzehrte indessen ruhig jenseits sein

Frühstück, das er nach der Ankunft seines Herrn aus der Tasche gelangt hatte.

Meister, rief er, hat denn nicht Einer einen Strick oder eine Pflugleine, die man ihm um den Hals schlingen und womit man ihn dann herausziehen könnte?

Die Bauern schlugen ein lautes Gelächter auf. Der Junge ist richtig; erst ersoffen und dann gehängt! Der Bruchschlamm hält fest wie Leim, und eher würde der Kopf abreißen. —

Da plötzlich kam der Actuarius noch einmal mit einer gewaltigen Anstrengung bis an die Schulter heraus, er befreite gleichzeitig den rechten Arm und griff ein Stück Rasen. Ein Zug der hämischen Freude lief über sein Gesicht, dann verzerrte es sich wieder in gräßlichen Zügen, und als die letzte Faser riß, schrie er laut auf „Teufel!" und sank unter. Der Arm ragte noch heraus, er sank tiefer, die Hand schnappte noch einigemale in die leere Luft, dann zuckte es im Schlamm, als rüttele es den Körper, der dann mit einer raschen Bewegung in die Tiefe sank, so daß der Moder in Kreisen über ihn zusammenschlug.

Helft mir das Mädchen tragen, sagte der Schmied, und du, rief er dem Knaben zu, komm hier herum, lauf in die Schmiede und hole meine Frau, sonst haben wir zwei Leichen. —

Einige Landleute gingen ihm zu Hülfe, andere waren schon vorausgelaufen, und es dauerte nicht länge, als vom Hause her Gelächter und sogar ein Hurrah

erschallte. Indessen zogen Alle ab, so daß der Schmied mit Marie allein war, die er dann den Frauen überließ. Bald erhob sich ein feiner, kalter Sprühregen und kleidete die Gegend in ein undurchsichtiges Grau.

Der Schmied ging wieder ruhig an seine Geschäfte, nachdem er dem Schulzen durch Ortsbewohner hatte melden lassen, daß der Actuar im Bruche verunglückt sei.

Der Schulze schrieb dies ruhig zur Stadt, ganz im gewöhnlichen Geschäftsgang, obwohl der Justizrath, wie er wußte, nicht zu Hause war.

In der Nacht spähte der Schmied von der Mühle nach dem Müller aus.

Sollte er wirklich bis zur Landesgrenze gegangen sein? dachte er. Darüber muß ich doch Nachricht haben. Nur über die Lake und Heide und den Heidekrug kann er dorthin gelangen. Er muß noch im Bruche stecken, oder der alte Schlaukopf weiß noch andere Wege als ich. —

Gegen Morgen des andern Tages sprach er mit dem Jungen, der sich dann auf den Weg machte. Vom Müller und Justizrath war immer noch nichts zu sehen, und in der Nacht kam der Knabe, der im weiten Umweg das Bruch umgehen mußte, mit der Nachricht zurück, daß man auf dem Heidekrug vom Müller nichts wisse, auch in der Stadt hatte er nachgefragt und nichts erfragen können.

Dann ist ein Unglück passirt, rief der Schmied, und nun war er ganz Leben und Thätigkeit. Er schaffte

Leitern, Stricke, Schlitten und Bretter herbei und brachte eine Mannschaft zusammen, die Mittag mit ihm auf Entdeckung ausging.

Wir verließen den Müller, als er vor zwei Tagen mit dem Justizrath floh. Der Weg war beschwerlich, da der Justizrath stark und ziemlich unbehülflich war. Sehr erhitzt erreichten sie endlich nach mehreren Stunden eine ganz kleine Oase, die sich unmerklich über der Fläche erhob, aber festeren Grund hatte und mit einigen wenigen niedrigen Büschen bewachsen war.

Hier können wir die Sache abwarten, sagte der Müller, und vielleicht schon am Abend zurückkehren, oder sehen, wie wir über die Grenze kommen. Lassen Sie uns ein wenig ruhen, Sie sind sehr erschöpft, und wir haben Beide bei so vielen Anstrengungen nicht geschlafen. Die Natur forderte ihr Recht. Die Männer wickelten sich ein, der Müller machte es seinen Schützling so bequem als möglich, und Beide schliefen ein.

Der Justizrath erwachte zuerst. Es war Nachmittag geworden, der Sprühregen war durch den Mantel gekommen, während der Pelz des Müllers länger Stand hielt, auch dieser Wetter und Wind gewohnte Mensch öfter im Freien zu schlafen gewohnt war.

Gott im Himmel, sagte der Justizrath, was soll das werden? Mir ist die ganze Seite gelähmt, ich kann nicht Arm, nicht Bein rühren. Ich bin zu erhitzt gewesen, und ich fürchte mein Podagra. —

Alle Leiden werden bald ein Ende nehmen, erwiderte der Müller. —

Wie denn, wo denn, bester Freund? —

Ohne ein Wort zu sagen, ging der Müller ins Bruch vor, während der Justizrath ihm ängstlich nachsah.

Mit trauriger Miene kehrte Ersterer zurück. Es ist richtig, der Regen hat das Seinige gethan; aber der allein kann's nicht thun, die Rabenhorster müssen die Schleusen gezogen haben, an eine Rückkehr ist ohne eine Hülfe von außen sobald nicht zu denken, wir müssen uns also —

Allmächtiger Gott! dann müßten wir ja Hungers sterben! Laßt uns rufen!

Rufen? Niemand kann uns hören; denn wir sind über eine Meile entfernt von jedem Ort, wo Menschen sein können.

Ha! das habt Ihr gewußt, schrie der Justizrath dem Müller zu; Ihr wollt mich ermorden! —

Der Müller sah ihn halb mitleidig, halb verächtlich an.

Wer sein eigenes Leben nicht achtet, ist Herr des Lebens von Jedermann auf der Welt, erwiderte er ruhig. Ich muß mit Ihnen verhungern, ich hätte es also kürzer haben, Sie auf den Kopf schlagen und dann bequemer sterben können. —

Ein einziges Stück Brod theilte er mit dem Verzweifelnden, und den Durst löschten sie mit dem faulen Bruchwasser.

Warum aber habt Ihr denn nicht Lebensmittel mitgenommen? —

Ich könnte Sie dasselbe fragen; denn Sie wissen ja, wir wurden überrascht. Uebrigens hieße das nur unsere Qual verlängern. Es ist gut, daß ich nicht mehr habe.

Es folgte eine traurige Nacht. Der Justizrath wurde vom Fieberfrost geschüttelt; oft hörte ihn der Müller beten. Gegen Morgen war er ganz milde und zum Sterben bereit, wenn es nur rasch ginge, wie er meinte.

Ja, Hunger ist eine entsetzliche Sache, sprach der Müller. Sie hungern erst vier und zwanzig Stunden und überlegen, was Sie thun würden, die Qual zu lindern? Manchmal sollte man doch mit dem Dieb Mitleid haben. — Und der Frost? Wie oft schneidet man den armen Leuten, die das bischen Reisig Meilen weit mit ihren von Hunger entmarkten Knochen auf dem Rücken getragen, die Stricke durch. Nun ja! Ordnung muß sein, aber ich muß wohl zu dumm sein, ich kann über manche Dinge nicht klug werden. —

Der Justizrath schwieg. Er selbst hatte oft Bettler, arme Leute, die einige Kartoffeln nachgesucht, sehr hart behandelt, er hatte sich herbeigelassen, Holzsucher selbst in den Stiftsforst zu verfolgen.

Habt Mitleid mit mir, sagte er zum Müller, und geht mit mir nicht ins Gericht. Ich habe von Jugend an keine Noth gekannt, und mit einer guten Mahlzeit und gutem Wein im Leibe läßt sich dem Gefühl des

Armen nicht nachdenken, noch weniger läßt sich die Noth nachfühlen. Dort am Ausgang des Sees habe ich einmal einen armen Menschen, der Kibitzeier gesucht, nachdem er athemlos von meinen Leuten gejagt war, die Eier im Tuch zerdrückt, über die Thränen des Unglücklichen nicht nur gelacht, sondern ihn auch ins Gericht schleppen lassen. Dies ist meine schlechteste Handlung, aber seitdem ich selbst in diesem Bruche mich abgequält, seitdem ich darin gehungert —

Nun, wenn Sie nichts Böseres begangen, wird Gott, vor dem wir bald stehen werden, gnädig sein, unterbrach ihn der Müller. Wir sündigen in jeder Stunde, und da ich so schweren Tod sterben muß, werde ich es auch wohl verdient haben, obwohl ich selbst nichts weiß, und auch die Welt nie etwas an mir gefunden, als das Unglück mit der Mahlmetze. —

Der Justizrath bedeckte sich die Augen und weinte innig. Endlich wandte er sich zum Müller.

Hört mich an! Ich muß Eure Vergebung haben, ich kann nicht anders sterben, schon brennen mir die Eingeweide, und es könnte bald zu spät sein. Ihr wißt vielleicht selbst nicht, wie schwer ich gegen Euch gesündigt, und es ist Gottes Fügung, daß Ihr mich leiden und sterben seht. Ihr müßt gerettet werden, und sollten Euch Engel von hinnen tragen; denn Ihr habt viel gelitten, viel durch mich, und Ihr könnt, Ihr dürft nicht untergehen um meinetwillen, oder es ist kein Gott. —

Schweigt, sagte der Müller ernst, und lästert nicht.

Was Ihr mir in Einer Sache unrecht gethan, dürfen wir nicht berühren. Wie ich gehandelt, habe ich freiwillig gehandelt, und wenn ein Herz gebrochen ist vor Scham und Gram, so wißt Ihr, welches. Ich bin verheirathet gewesen, aber mit meiner leiblichen Mutter könnte ich nicht keuscher leben. Das wenigstens sollt Ihr wissen, Herr Justizrath, Ihr sollt wissen, daß geringe Leute auch Ehre haben. —

O Gott! stammelte der Justizrath, warum habe ich in den Tag hineingelebt, welche Quelle von Segen war mir aufgeschlossen in meinem Amte, welche Schätze in den Herzen der Unterthanen und Armen, die ich nicht zu heben verstand. Ich glaubte mich vornehm und war gemein, ich hielt mich für gebildet und war roh. —

Ja, das ist es, unterbrach ihn der Müller, und das werden alle Diejenigen zu spät erkennen, die in Eurer Lage sind. Es kann der Welt gehen, wie uns Beiden, daß der Arme mit dem Reichen untergeht, der Gedrückte mit seinem Verfolger. —

Es ist wahr, ich habe Euch verfolgt; ich weiß selbst kaum, weßhalb, ich glaube, weil ich mich vor Euch schämte; denn es war mir immer, als läse ich in Eurer Miene: die Leute bücken sich vor ihm wüßten sie nur, welch ein Schurke er ist. —

So arg habe ich nie gedacht, sagte der Müller, aber ich habe Eure Schwäche verachtet; denn ich weiß, daß der Actuarius es war, der Euch bewog, mich ins Zuchthaus zu bringen.

Warum, Gott im Himmel, mußtest du mir diesen Menschen aufbürden; es wäre vielleicht Alles anders! —

Schämt Euch, unterbrach ihn der Müller, daß Ihr auf Gott wälzen wollt, was Euer Vergehen ist. Ich weiß wohl, daß hohe Herren nur zu geneigt sind, sich mit ihren schlechten Räthen, ihrer verführerischen Umgebung zu entschuldigen. Und mancher Schwache im Volke ist geneigt, diese Ausflucht für baare Münze zu nehmen. Wenn die Fürsten die Menschen strafen und mit Recht strafen lassen für Verbrechen, weil sie Verstand und freien Willen haben, dann müssen sie auch selbst sich für Alles verantwortlich machen, was sie wußten und mit Verstand und freiem Willen prüfen konnten. Mit wem du umgehst, wessen Rathschlägen du folgst, dessen Freund und Mitschuldiger bist du. Ihr habt einen Menschen um sein Recht gekränkt. Das Recht ist heilig, wie Gott; denn es stammt von Gott, Ihr seid also schuldig gegen Gott und Menschen. Erkennt Ihr das? —

Der Justizrath blickte bittend zu ihm auf und rang die Hände.

Ich verzeihe Euch, fuhr der Müller fort, — er nahm feierlich die Mütze ab — und bitte Gott von Herzen, daß er Euch vergebe um seines Sohnes unschuldigen Leidens und Sterbens willen. —

Es war spät Nachmittag geworden, als der Müller in weiter Entfernung etwas zu bemerken glaubte, das sich bewegte. Ein ganz kleiner Punkt kreisete immer

um die Oase. So schwach die Männer waren, bemühten sie sich zu rufen, aber sie überzeugten sich, daß ihre Stimme nicht hinüberdringen könne, denn der Wind stand ihnen entgegen. Endlich entwickelte sich noch ein anderer Punkt und schien dem kleinen zu folgen, und endlich kam er so nahe, daß der Müller schnell Feuer anmachte und, da das Gestrüpp nicht Feuer fangen wollte, an Kleidungsstücken verbrannte, was sie entbehren konnten. Es kam zwar nur zu spärlicher Flamme, aber es erhob sich doch eine Rauchsäule. Sobald sie emporwirbelte, erschallte von drüben ein Jauchzen, das bis zu den Vereinsamten herüberdrang.

Wir sind gerettet! sagte der Müller; denn hier konnte mich nur der Schmied suchen, und der wird's wohl machen, und sollte er alle Latten und Bretter des Dorfs ausräumen oder die Planken von der Mühle reißen. —

Es ist zu spät, sagte leise der Justizrath, es ist zu spät; ich fühle schon, wie ich absterbe und der Tod ans Herz tritt. —

Der Müller, so schwach er war, zog den Pelz aus und deckte ihn über den Kranken.

Bis in die Nacht hinein dauerte es, ehe der Schmiedsjunge zuerst, dann der Schmied zu ihnen drang. Der Justizrath wurde auf einem Schlitten geschleift, der Müller, nachdem er einige Nahrung genommen, fand seinen Weg über Planken und Unterlagen.

Gegen Morgen waren Beide in des Müllers Wohnung geborgen und vorsichtig gespeis't; denn der Dorf-

chirurg war gekommen. Als nach einigen Stunden der Justizrath in seinem Bette erwachte, stand eine weiße Gestalt vor ihm. In seiner Schwäche glaubte er noch zu träumen, aber die Gestalt näherte sich ihm, er erkannte sie, es war Marie, die ihn anlächelte und dann laut aufschrie und kreischte. Hülfe! rief sie, und dann reckte sie die Arme in die Luft und griff krampfhaft in den leeren Raum, wie ein Ertrinkender. Kommt! sagte sie, helft ihn suchen, kommt; pfui die Menschen, er ist ja noch nicht begraben. Ja, ein Grab soll er haben, nicht so groß, so weit, hu! so weit, sondern so klein, so klein! und nun schloß sie die Arme, als wolle sie das Grab umspannen und an das Herz drücken. Hülfe! schrie sie wieder; da stürzte der Chirurg herein.

Um Gottes Willen! wer hat denn das Mädchen herein gelassen? Sie ist von Sinnen, Herr Justizrath. —

Verlaßt uns Alle! rief der hinzukommende Müller.

Dem Justizrath waren die Augen aus dem Kopfe getreten, es schüttelte ihn fieberhaft. Er faltete die Hände und betete leise: Herr, du gehst mit mir ins Gericht! —

Beruhigt Euch, sagte der Müller, beruhigt Euch.

Versprecht mir Eins noch, rief der Justizrath. Wenn ich wieder gesund bin, überlaßt mir das Mädchen, ich will sie pflegen, ich will für sie sorgen, ich will —

Es sei, erwiderte der Müller, und nun beruhigt Euch.

Der Justizrath genas langsam. Ehe er die Mühle verließ, schrieb er viel und sandte Briefe ab.

Es ist aus mit mir, sagte er zum Müller, ich habe meinen Abschied genommen. Hier kann ich nicht mehr wirken, ich bin an Leib und Seele gebrochen. Meine Strafe ist nicht zu Ende, sie geht erst an in einer bittern Reue über ein verfehltes Leben, das ich bewußtlos verpraßte, wie es so Viele verpraßt haben, ohne zu erkennen, ja ohne nur zu ahnen, was am Horizonte aufgeht. Ich will fortziehen, weit, weit, damit ich die Gelegenheit nicht sehe, wo ich hätte wirken können und sollen. Ich bin nichts mehr, nichts, wie so Viele, die nur durch ihr Unrecht wirken, als der Dünger für die neue Saat. Laßt mich nun ziehen, Marie werde ich nachholen! —

Der Müller empfing einen Brief. Er ist vom Lehrer, sagte er, Ihr kennt ihn ja; der Brief ist aus dem Auslande. —

Noch Jemand, der mich anzuklagen kommt? rief der Justizrath.

Nein, sagte der Müller, er kommt nicht; Gott, wenn er wieder Recht hätte!

Was schreibt er? —

„Ich komme noch nicht; denn es ist noch nicht Zeit. —

„ „Die Gerechtigkeit ist ein Mittel der Tyrannis, aber die Ungerechtigkeit ist die Mutter der Freiheit.“ “

„Euch aber war nicht Unrecht groß genug geschehen, es „muß noch anders kommen. Nehmt Euch in Acht; „denn es wird noch hart hergehen, und die über die „Ruthen schreien, werden über die Scorpionen jammern.

„Wenn es Zeit ist, und Alles wird zu seiner Zeit ge=
„zeitigt, dann hofft Euch zu sehen

Euer getreuer S."

Er hat Recht, sagte der Justizrath. Nehmt Euch in Acht, sag' auch ich, indem ich von Euch jetzt scheide; es muß und wird noch viel geschehen, bis die Tochter geboren wird und die Mutter in den Kindesnöthen stirbt, um für immer zu Grabe getragen zu werden.

Ich verstehe nicht Eure hohen Reden, versetzte der Müller, aber das weiß ich: was mir mein Gesangbuch sagt, ist wahr und nicht zerreißend, sondern tröstend:

Denn was Er thut und läßt geschehn,
Das nimmt ein gutes End'!

Darauf will ich leben und sterben. Amen!

Don Juan von Kolomea.

Von Sacher-Masoch.

Das Vermächtniß Kain's. Theil I. J. G. Cotta'scher Verlag. 1870.

Leopold Ritter von Sacher-Masoch wurde am 27. Januar 1836 in Lemberg in Galizien geboren, wo sein Vater k. k. Hofrath und Polizeichef war. Eine kleinrussische Amme aus dem Bauernstande weckte zuerst die Phantasie des Knaben durch die Volkslieder, die sie ihm sang, die Geschichten und Märchen, die sie ihm erzählte. Zunächst machten die blutigen Scenen der Revolution von 1846, die Erhebung der Polen gegen Oesterreich und die Niedermetzelung derselben durch die galizischen Bauern einen großen Eindruck auf ihn. Er besuchte das Gymnasium in Lemberg und Prag, machte seine Universitätsstudien in Prag und Gratz, wurde in Gratz zum Doctor promovirt und war an der dortigen Hochschule durch fast zehn Jahre als Privatdocent der Geschichte thätig. Seine Erfolge als Schriftsteller bestimmten ihn 1870 dem Lehramt den Rücken zu kehren. Im Jahre 1872 vermählte er sich mit der Schriftstellerin Wanda von Dunajew (Angelika von Rümelin) und lebt seitdem in Bruck an der Mur ausschließlich seinen literarischen Arbeiten.

In früheren Jahren bereis'te er den größten Theil Europa's, insbesondere lebte er mehrere Jahre in Italien und Frankreich.

Seine literarische Laufbahn begann Sacher-Masoch mit dem Roman: „Eine galizische Geschichte 1846“ im Jahre 1858. Es folgte eine Reihe minder bedeutender Productionen, unter denen das historische Lustspiel „Der Mann ohne Vorurtheil“ den meisten Erfolg hatte; in Deutschland lenkte zuerst

seine Novelle „Don Juan von Kolomea“, welche 1866 in Westermann's illustrirten Monatsheften erschien, und dann der kleine Roman „Die geschiedene Frau“ die Aufmerksamkeit auf dieses jedenfalls bedeutende Talent, das, nach den ersten vielversprechenden Anfängen unter dem Einflusse Turgenjeff's, nur leider bald in eine Bahn gerieth, auf der ihm unser Antheil nicht zu folgen vermag. In einer Reihe von Bänden „Russischer Hofgeschichten“ wie auch in dem ersten „Die Liebe“ betitelten Theil seines Werkes „Das Vermächtniß Kains“ wird unermüdlich das Thema variirt, daß keine sittliche Kraft dem Sinnenzauber widersteht, jede Manneswürde und Mannesehre der Verführung eines üppigen Weibes erliegen muß, und daß Grausamkeit und Wollust blutsverwandt sind. Diese Richtung einer krankhaften Sinnlichkeit, verbunden mit einer nervösen, prickelnden Unruhe des Stils, dem aber oft eine wahrhaft dramatische Lebendigkeit nicht abzusprechen ist, hat Sacher-Masoch den Beifall der Franzosen eingetragen, denen der slavische Grundzug seines Naturells und die Schrankenlosigkeit seiner sittlichen Voraussetzungen um so pikanter erscheinen mochten, als die deutsche Novellistik sich bisher von solchen Verirrungen ferngehalten hatte. Wir würden es jedenfalls beklagen, wenn die Erfolge in der Revue des deux Mondes und dem Journal des Débats den Verfasser des Don Juan von Kolomea mehr und mehr in der Entfremdung von dem gesunden Geist und Wesen unserer deutschen Dichtung bestärkten und ihm in der „Naturgeschichte des Menschen“ nur für die Nachtseite die Augen öffneten.

„Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst du, daß die Liebe währt!
Bist du treu, sie lachen deiner,
Aendern wie die Moden sich,
Aenderst du dich, keift gemeiner,
Eifersücht'ger Neid um dich.
Drum vermeide Hymen's Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche Alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!"

Karamsin.

Vorwort.

Die auslaufende Pointe: „Täusche Alle, um nicht selbst getäuscht zu sein," welche so empörend klänge, wenn sie wörtlich zu nehmen wäre, ist nichts als die nackte, naive Formel für den von Haus aus feindlichen Gegensatz der Geschlechter. Sie sagt, daß zwischen Mann und Frau der Idealismus des Herzens in den seltensten Fällen sich deckt. Was also übrig bleibt, ist die Täuschung. Die Geschlechter täuschen sich nicht, weil sie sich täuschen wollen, sondern weil sie sich täuschen müssen, weil die Natur selbst zwischen Anspruch und Erfüllung, Idee und Realität, einen ewig unaufgehobenen Rest gesetzt hat. In diesem Reste kannst du Nichts sein als Hammer oder Ambos.

Naturgesetz ist, daß du Täuschung durch Andere erlebst und Andere durch dich. Es giebt kein Drittes; das Dritte: die völlig restlose Einheit hat der Don Juan gottbeglückt auch besessen, aber — laßt es ihn selbst erzählen, wie die zwei sich deckenden Linien nach und nach sich verrückten. Er erzählt es so naiv, daß er selbst nicht ahnt, welchen tiefen Gehalt er erzählt, und eben darum ist seine Geschichte keine Tendenznovelle, sondern ein Stück — Naturgeschichte des Menschen.

Ferdinand Kürnberger.

* * *

Wir fuhren aus der Kreisstadt Kolomea auf das Land. Es war Abend und ein Freitag. Der Pole sagt: Der Freitag ist ein guter Anfang, aber mein deutscher Kutscher, ein Colonist aus Mariahilf, behauptete, der Freitag sei ein Unglückstag, denn an diesem Tage sei unser Herr am Kreuze gestorben, und habe das Christenthum angefangen.

Diesmal behielt der Deutsche Recht, denn eine halbe Stunde von Kolomea wurden wir von einer Bauernwache angehalten.

Steh! — Den Paß!

Wir standen. Aber der Paß! — Meine Papiere waren freilich in Ordnung, aber wer hatte an meinen Schwaben gedacht! Der saß auf seinem Kutschbock, als wenn die Erfindung des Passes noch zu machen wäre, schnalzte mit der Peitsche und legte frischen Schwamm in seine kurze Pfeife. Der konnte freilich

ein Verschwörer sein. Sein unverschämt behagliches Gesicht forderte meine russischen Bauern heraus. Paß hatte er keinen, das war richtig, nun zuckten sie die Achseln, das war ebenso richtig.

Ein Verschwörer, hieß es.

Aber, Freunde, bedenkt doch! — Alles umsonst.

Ein Verschwörer!

Mein Schwabe rückt verlegen auf seinem Brett und maltraitirt fruchtlos die russische Sprache. Alles umsonst. Die Bauernwache kennt ihre Pflichten. Wer wagt ihr eine Banknote anzubieten? Ich nicht. So werden wir denn zusammengepackt und einige hundert Schritte weit zu der nächsten Schenke geführt.

Von Weitem schien es vor derselben von Zeit zu Zeit aufzublitzen. Es war die aufwärts genagelte Sense eines Bauers, der vor der Thür Wache hielt, und grade über dem Rauchfang der Schenke stand der Mond und blickte auf den Bauer und seine Sense. Er blickte durch das kleine Fenster der Schenke und warf seine Lichter wie Silbermünzen hinein und füllte die Pfützen vor dem Hause mit Silber, um den geizigen Juden zu ärgern. Ich meine den Schenkwirth, der uns auf der Schwelle empfing und seine lebhafte Freude über die vornehmen Gäste dadurch ausdrückte, daß er eine Art monotones Jammergeschrei ausstieß.

Er wackelte mit dem Körper auf und ab wie eine Ente, küßte auf meinen rechten Aermel einen Schmutzfleck und der Symmetrie wegen auch auf den linken

und schalt dabei die Bauern, daß sie einen solchen Herren, einen solchen — er wußte keine bezeichnendere Eigenschaft an mir zu finden — einen solchen Herren arretirt und einen solchen durch und durch schwarzgelben Herren, einen Herren, dessen Gesicht schon ganz schwarzgelb sei und dessen Seele ganz schwarzgelb sei. Das möchte er auf die Thora beschwören, und schalt und gebärdete sich, als hätten sie ihm das ärgste Unrecht zugefügt.

Ich ließ indeß meinen Schwaben bei den Pferden — die Bauern bewachten ihn — und rettete meine schwarzgelbe Seele in die Schenkstube, wo sie sich auf der hölzernen Bank ausstreckte, die um den großen Ofen lief.

Ich langweilte mich bald, denn Freund Moschku hatte vollauf zu thun, seinen Gästen Branntwein und Neuigkeiten auszuschenken, und hüpfte nur selten wie ein Floh über den breiten Schenktisch zu mir, und saugte sich fest und versuchte ein gebildetes Gespräch von Politik und Literatur.

Auch ohne das. Ich langweilte mich und sah mich in der Schenke um.

Ihr Grundton war Grünspan.

Die spärlich genährte Erdöllampe erfüllte die Schenke mit grünlichem Lichte. Grüner Schimmel an den Wänden, der große viereckige Ofen wie mit Grünspan lackirt, grünes Moos wuchs aus den Feldsteinparketen Israels. Grüner Bodensatz in den Schnaps-

gläsern, wirklicher Grünspan an den kleinen Blechmaßen, aus denen die Bauern tranken, wenn sie an den Schenktisch traten und ihre Kupfermünzen hinlegten. Eine grüne Vegetation bedeckte den Käse, den Moschku mir vorsetzte, und sein Weib saß im gelben Schlafrock mit großen Grünspanblumen hinter dem Ofen und schläferte ihr blaßgrünes Kind. Grünspan in dem abgehärmten Gesicht des Juden, Grünspan um seine kleinen, unruhigen Augen, um seine dünnen, bewegungsvollen Nasenflügel, in seinen höhnisch verzogenen, sauren Mundwinkeln.

Es giebt Gesichter, welche mit der Zeit Grünspan ansetzen, es giebt solche, und mein Jude hatte ein solches Gesicht.

Der Schenktisch stand zwischen mir und seinen Gästen. Sie saßen Alle um einen schmalen, langen Tisch, meist Bauern aus der Umgegend. Sie unterhielten sich leise und steckten die zottigen, schwermüthigen, grünen Köpfe zusammen. Einer schien mir ein Kirchensänger. Er führte das große Wort, hatte eine große Dose, aus der er aber allein schnupfte, des nöthigen Respectes wegen, und las den Leuten aus einer halbvermoderten, grünen russischen Zeitung vor.

Alles leise, ernsthaft, würdevoll, und draußen sang die Bauernwache ein melancholisches Lied, dessen Töne aus weiter Ferne zu kommen schienen. Wie Geister schwebten sie um die Schenke und klagten und schienen sich nicht hinein zu wagen unter die lebenden, flüstern-

den Menschen. Die Melancholie floß zu allen Ritzen herein als Moder, Mondlicht und Lied.

Auch meine Langeweile wurde zur Melancholie, zu jener Melancholie, welche den Kleinrussen so eigenthümlich ist, zu einer männlichen Ergebung in das Gefühl der Nothwendigkeit. Und meine Langeweile war so nothwendig als Schlaf und Tod.

Der Kirchensänger war in seiner grünen Zeitung eben bei den Verstorbenen, Umgekommenen, dem Courszettel, der Eisenbahnfahrordnung angelangt, als draußen plötzlich Peitschenknallen, Pferdegetrappel, Menschenstimmen wirr durcheinander klangen.

Dann war es stille.

Dann hörte man eine fremde Stimme, welche sich mit jenen der Bauernwachen mischte. Es war eine lachende, männliche Stimme, es war Musik in ihr, aber eine fröhliche, kecke, übermüthige Musik, die vor den Menschen in der Schenke nicht zurückschreckte. Sie tönte immer näher, bis ein fremder Mann über die Schwelle trat.

Ich richtete mich auf, aber ich sah nur seine hohe, schlanke Gestalt, denn er trat nach rückwärts in die Schenke, indem er noch immer lustig zu den Bauern sprach.

Aber, Freunde, thut mir doch nur den Gefallen und erkennt mich! Bin ich denn ein Emissär? Seht mich an! Fährt die Nationalregierung mit vier Pferden auf der Kaiserstraße ohne Paß? Geht die Natio-

nalregierung mit einer Pfeife im Munde, wie ich? Brüder! Thut mir nur den Gefallen und seid gescheidt!

Jetzt kamen ein paar Bauernköpfe zum Vorschein und ebensoviel Hände, welche diese Bauernköpfe unter dem Kinn rieben, was soviel zu bedeuten hatte als: Den Gefallen thun wir dir nicht, Bruder.

Also wirklich nicht? Aber thut mir doch die Gnade und seid vernünftig.

Es geht nicht.

Bin ich denn ein Pole? Wollt ihr, daß meine Eltern sich auf dem russischen Kirchhofe zu Czernelica im Grabe umdrehen? Waren meine Ahnen nicht mit Bogdan Chmielnicki, dem Kosaken, gegen Polen? In wie viel Schlachten? Bei Pilawce, bei Korsun, bei Batow, bei den gelben Wässern; haben mit ihm Zbaraz belagert, worin auch die Polen lagen, standen oder saßen nach Belieben — aber thut mir den Gefallen, und laßt mich fahren.

Es geht nicht.

Auch nicht, wenn mein Großahn mit Hetman Dorozenko Lemberg belagert hat? Damals, sag' ich euch, waren die Köpfe der polnischen Edelleute billiger als Birnen, aber — bleibt gesund und laßt mich fahren.

Es geht nicht.

Es geht nicht! — Wirklich nicht?

Wirklich nicht.

Nun gut, dann bleibt gesund. — Der Fremde ergab

sich männlich der Nothwendigkeit, ohne Klage. Er trat ein, immer noch das Gesicht von mir abgewendet, nickte zu den neuen Entenstößen des Juden und setzte sich vor den Schenktisch, den Rücken gegen mich.

Die Jüdin horchte, sah auf ihn, legte das schlafende Kind auf den Ofen und trat an den Schenktisch.

Sie war schön, als Moschku sie heimführte, ich wette darauf. Jetzt ist Alles so befremdend scharf in ihrem Gesichte. Schmerzen, Schande, Fußtritte, Peitschenhiebe haben lange in dem Antlitz ihres Volkes gewühlt, bis es diesen glühend=welken, wehmüthig=höhnischen, dehmüthig=rachlustigen Ausdruck bekam. Sie krümmte ihren hohen Rücken, ihre feinen durchsichtigen Hände spielten mit dem Branntweinmaß, ihre Augen hefteten sich auf den Fremden. Eine glühende, verlangende Seele stieg aus diesen großen, schwarzen, wollüstigen Augen, ein Vampyr aus dem Grabe einer verfaulten Menschennatur, und saugte sich in das schöne Antlitz des Fremden.

Es war wirklich ein schönes Antlitz, es neigte sich über den Schenktisch zu ihr herüber wie der Mond, aber warf wirkliche Silbermünzen auf den Tisch und verlangte eine Flasche Wein.

Geh hinaus! sagte der Jude zu seinem Weibe.

Sie krümmte sich noch tiefer und ging mit geschlossenen Augen, wie Eine, die im Schlafe wandelt; Moschku aber flüsterte über den Tisch zu mir: Er ist ein gefährlicher Mensch, ein gefährlicher Mensch! — und

schüttelte das vorsichtige Köpfchen mit den dicken, kleinen Stirnlöckchen.

Das machte den Fremden aufmerksam.

Er wandte sich rasch herum, erblickte mich, stand auf, riß seine runde Schaffellmütze vom Kopfe und entschuldigte sich in der verbindlichsten Weise. Wir begrüßten uns. Die russische Menschenfreundlichkeit hat sich in Sprache und Sitte so verkörpert, daß der Einzelne die zärtlich-schmeichelnde Redensart nicht mehr zu überbieten vermag. Aber in der That begrüßten wir uns noch artiger, als es gewöhnlich geschieht.

Nachdem wir uns gegenseitig unzählige Male als die elendesten Knechte bezeichnet hatten und zu den Füßen gefallen waren, setzte der Gefährliche sich mir gegenüber und bat, seine Pfeife stopfen zu dürfen. Es rauchten die Bauern, es rauchte der Diak, endlich rauchte auch der Ofen, aber er bat, und ich bewilligte Alles aus Erbarmen. Er stopfte also seine lange türkische Pfeife. 168

Diese Bauern! sagte er heiter. Aber ich! Sagen Sie selbst, würden Sie mir das auf hundert Schritte anthun und mich für einen Polen halten?

Gewiß nicht.

Nun sehen Sie, lieber Bruder, setzte er in überströmender Dankbarkeit hinzu, aber reden Sie mit Denen da. Er zog einen Feuerstein aus der Tasche, legte ein kleines Stück Schwamm darauf und schlug damit auf sein Messer.

Nun, aber der Jude nennt Sie doch einen gefährlichen Menschen.

Ja so! Er sah vor sich auf den Tisch und lächelte. Mein Moschku meint — den Weibern. Haben Sie gesehen, wie er seine Frau hinausgeschickt hat? Das fängt so leicht Feuer.

Auch der Schwamm fing Feuer. Er legte ihn in die Pfeife und hüllte uns bald in dichte blaue Wolken. Er hatte die Augen bescheiden niedergeschlagen und lächelte nur so.

Ich hatte Muße, ihn zu betrachten.

Er war offenbar ein Gutsbesitzer — denn er war sehr gut gekleidet, sein Tabaksbeutel reich gestickt, seine Art vornehm — aus der Nähe, oder doch aus dem Kreise von Kolomea — denn der Jude kannte ihn; ein Russe, das hatte er gleich gesagt, und war auch nicht schwatzhaft genug, um für einen Polen gelten zu können. Es war ein Mann, der den Frauen gefallen konnte.

Er hatte Nichts von jener plumpen Kraft, von jener rohen Schwerfälligkeit, welche andern Völkern als Männlichkeit gilt; er war durchaus edel, schlank und schön, aber seine elastische Energie, seine unverwüstliche Zähigkeit sprach aus jeder Bewegung. Das braune, schlichte Haar, der etwas gekräuselte, kurz geschnittene Vollbart warfen ihre vollen Schatten in ein wetterbraunes, aber wohlgebildetes Gesicht.

Er war nicht so ganz jung mehr, aber hatte fröh=

liche, blaue Augen wie ein Knabe. Unauslöschliche, gütige Menschenliebe lag milde in diesem dunkeln Antlitz, dunkel in so viel Linien, welche das Leben tief hineingeschnitten.

Er stand auf und ging ein paar Mal durch die Schenke. Die weiten Hosen in die faltigen gelben Stiefel gesteckt, den Leib unter dem offenen weiten Rocke mit einer bunten Binde gegürtet, die Pelzmütze am Kopfe, sah er wie einer jener alten, reichen, tapferen Bojaren aus, welche zu Rathe saßen mit Wladimir und Jaroslaw, in die Schlacht zogen mit Igor und Roman.

Den Frauen konnte er gefährlich sein, ich glaubte es ihm gern, und wie er so auf und ab ging und lächelte, war es auch mir ein Vergnügen, ihn anzusehen. Auch kam die Jüdin mit der Flasche Wein, setzte sie auf den Tisch und hockte wieder hinter den Ofen, das Auge unverwandt auf ihn gerichtet. Mein Bojar kam herbei, sah die Flasche an und schien etwas zu erwarten.

Eine Flasche Tokai, sagte er heiter, ist noch der beste Ersatz für das heiße Blut eines Weibes.

Er rieb sich mit der flachen Hand die Brust; es machte mir den Eindruck, als ob ihm etwas auf dem Herzen brenne.

Sie haben gewiß —

Ich fürchtete unzart zu sein, er aber fiel lebhaft ein: Ein Rendezvous? Freilich! — schloß die Augen halb,

stieß dichte Wolken aus der Pfeife und nickte mit dem Kopfe. Ein Rendezvous! Verstehen Sie mich, und was für ein Rendezvous! O, ich habe Glück bei den Weibern, verstehen Sie mich, ganz außerordentliches Glück. Gott verzeih' mir die Sünde! Thun Sie mir die Gnade und glauben Sie es mir.

Ich glaube es Ihnen gern.

Nun sehen Sie. Aber das soll wahr bleiben, wie das Sprüchwort sagt: Was du dem besten Freunde nicht sagst und deinem Weibe nicht sagst, sagst du dem Fremden auf der Heerstraße. Mach die Flasche auf, Moschku, gieb zwei Gläser — und Sie erbarmen sich, trinken mit mir den Tokai und hören meine Liebesabenteuer an, köstliche, seltene Liebesabenteuer, wie ein Autograph von Goliath, dem Philister, denn die Silberlinge, um die Judas Ischariot unsern Herrn verkauft hat, sind gar nicht so selten. Das glauben Sie mir aufs Wort, ich habe schon so viele in Galizien und in Rußland in den Kirchen gesehen, daß er eigentlich keinen so schlechten Handel gemacht hat. Aber Moschku!

Der Schenkwirth hüpfte heran, stieß ein paar Mal nach rückwärts aus, holte einen Korkzieher aus der Tasche, klopfte das Siegellack herab, nahm die Flasche zwischen die magern Beine und zog unter furchtbaren Verzerrungen des Gesichtes den Kork heraus; blies dann zum Ueberfluß noch einmal in die Flasche und schenkte den gelben Tokai in die reinsten

zwei Gläser, welche in Israel geduldet werden. Der Fremde hob sein Glas gegen mich: Auf Ihre Gesundheit!

Er meinte es aufrichtig, denn er leerte das große Glas auf einen Zug. Ein Trinker war er nicht, dazu hatte er den Wein zu wenig gekostet, an die Zunge genommen, an dem Gaumen emporgeschnalzt.

Der Jude sah ihm zu und sprach schüchtern: Das ist eine Ehre, daß der Herr Wohlthäter wieder einmal bei mir einsprechen. Und wie gut aussehen; immer noch ganz am Fleck! Moschku versuchte sich bei dieser Bemerkung die Haltung eines Löwen zu geben, und dazu schien es ihm unentbehrlich, seine mürben Arme wie die zerbrochenen Henkel einer Vase von Pompeji auseinander zu spreizen und wie in der Tretmühle die Füße abwechselnd zu heben und wieder aufzustampfen.

Nun, und wie befinden sich die gnädige Frau Wohlthäterin und die lieben Kinder?

Gut! Gut! Mein Bojar schenkte sich das zweite Glas ein und trank es aus, aber Alles mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Und als der Jude längst fort war, blickte er schüchtern nach mir herüber und war über und über roth. Lange war er stille, rauchte so vor sich hin, schenkte mir ein; endlich sagte er ganz leise: Ich muß Ihnen ziemlich lächerlich erscheinen. Sie denken gewiß, der alte Esel hat Weib und Kinder zu Hause und will mich da von seinen

Romanen unterhalten und von Rendezvous und Liebesbriefen. Ich bitte Sie, sagen Sie gar Nichts, ich weiß es ja doch. Aber sehen Sie, einmal ist es eine angenehme Pflicht, einen Fremden zu unterhalten, und da dachte ich — dann wieder — verzeihen Sie — es ist eigentlich recht sonderbar. Man begegnet sich, um sich vielleicht nie wieder zu sehen. Man könnte denken, was liegt daran, was der von dir meint. Aber es ist nicht so. Bei mir wenigstens nicht. Freilich, ich will mich nicht schön machen; wer so ein Verführer ist, der ist es gewiß nur halb aus Wollust und halb aus Eitelkeit. Wenn man von meinen Abenteuern Nichts wüßte, wäre ich der unglücklichste Mensch von der Welt; und da erzähle ich sie Jedem, und sie beneiden mich Alle, aber heute habe ich mich lächerlich gemacht.

Ich wendete etwas ein.

Bemühen Sie sich nicht, es ist einmal lächerlich, denn Sie kennen ja meine Geschichte nicht. Der ganze Kreis weiß, was mir passirt ist, aber Sie wissen es nicht. Und dann wird man so lächerlich eitel, wenn man den Frauen gefällt, lächerlich eitel; will, jeder Mensch soll so von uns denken, und verschenkt sein Geld an die Bettler auf der Straße und seine Geschichten an die Fremden in den Einkehrhäusern.

O! Es ist lächerlich. Aber nun muß ich Ihnen doch das Ganze erzählen. Haben Sie die Gnade und hören Sie mich an. Ich weiß nicht, ich habe so etwas Zutrauen zu Ihnen.

Nun gut. Und dann, was fangen wir sonst an? Karten sind keine da! — Also will ich — aber nein — und doch — bedenken Sie — ein guter Vogel beschmützt sein Nest nicht. Das sagt jeder Bauer bei uns. Aber ich bin kein guter Vogel; ich bin ein leichter Vogel, ein lustiger Vogel! Noch eine Flasche Tokai, Moschku! — Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen.

Er stützte seinen Kopf in die Hände und dachte nach. Es war still. Wieder tönte das grauenhafte Lied der Bauernwache wie eine Todtenklage aus weiter Ferne, bald ganz nahe und leise, als schwinge die Seele des fremden Mannes in verzweifelten, herzzerreißend süßen Melodieen.

Sie sind also verheirathet?

Ja.

Glücklich?

Er lachte. Sein Lachen klang eigenthümlich harmlos, wie das Lachen eines Kindes, aber mich machte es schauern, ich weiß nicht, warum.

Glücklich? sagte er. Was soll ich sagen? Thun Sie mir die Gnade und bedenken Sie einmal, was das ist: Glück! — Sind Sie Landwirth?

Nein.

Aber Sie verstehen etwas von der Landwirthschaft? Gewiß. Nun, sehen Sie, das Glück, möchte ich so sagen, ist nicht ein Dorf oder Gut, das einem gehört, sondern wie eine Pacht. Ich bitte, verstehen Sie mich, wie eine Pacht. Wer sich da einrichten will für die

Ewigkeit, wer brach liegen läßt nach der Ordnung, oder gar düngt, oder den Wald schont, oder junges Holz setzt, oder eine Straße baut — er nahm sich wie verzweifelt beim Kopfe — Herr Gott! der macht, als hätte er für seine Kinder zu sorgen. Da heißt es, was herausschlagen, das Jahr oder gar heute, ja nicht morgen. Da heißt es, das Feld aussaugen, den Wald verwüsten, die Weide ruiniren, Gras wachsen lassen auf den Wegen, Scheunen, und wenn Alles zu Grunde gerichtet ist am Ende und der Stall jede Stunde einstürzen kann — gut! Und auch der Speicher — um so besser! Oder gar das Wohngebäude — unübertrefflich, unübertrefflich! Der hat's genossen, der hat jubilirt! — Da haben Sie das Glück! Lustig! Lustig!

Die neue Flasche Tokai wurde entkorkt, und er schenkte fleißig ein.

Was ist das Glück? rief er. Der Athemzug, den ich thue. Da — sehen Sie! — Er hauchte in die Luft. — Da haben Sie ihn! Sehen Sie! Sehen Sie ihn! — Er wies mit dem Finger hin. — Wo ist er jetzt? — Ein Augenblick, eine Secunde auf der Uhr, einmal klopft der Zeiger — vorbei! Das Lied, das die Wache singt! Hören Sie den letzten schwellenden Ton, wie er sich emporhebt und fliegt — und schwimmt nur so in der Luft. Man meint, er könnte kein Ende nehmen. Er trägt uns fort, fort — immer fort — da — da hat ihn die Nacht verschlungen — für immer — das ist Glück.

Wir schwiegen Beide einige Zeit.

Endlich sagte er ziemlich heiter: Verzeihen Sie, darf ich Sie fragen, warum sind denn alle Ehen unglücklich, oder doch die meisten? Was wollen Sie mir einwenden?

Ich? Nichts, gar nichts!

Also sehen Sie, es ist eine Thatsache! Aber ein Mensch, der das, was so ist, annimmt, ohne darüber nachzudenken, oder sich dagegen zu stemmen, der ist ein schwacher Mensch in jeder Beziehung. — Ich meine, man muß tragen, was nothwendig ist, was so bestimmt ist, oder was in der Natur liegt, wie allenfalls der Winter oder die Nacht, oder der Tod. Aber ist es auch nothwendig, daß die Ehen in der Regel unglücklich sind? Ist da — nun, Sie verstehen mich — eine Nothwendigkeit, eine Regel, wenn ich mich so ausdrücken darf: ein Gesetz in der Natur?

Mein Mann fragte mit dem Eifer eines Gelehrten, der seinen Gegenstand erörtert. Er war offenbar seiner Sache gewiß und sah mich nicht im Mindesten ernsthaft, sondern mit der liebenswürdigsten Neugierde an.

Was macht die meisten Ehen unglücklich? wiederholte er. Verstehen Sie mich, Bruder?

Ich sagte irgend etwas, was man so gewöhnlich sagt.

Er unterbrach mich, entschuldigte sich und sprach weiter.

Verzeihen Sie, aber das haben Sie aus den deutschen Büchern; es ist nicht so. Sie lesen sie gerne, das möchte ich glauben — ich auch; aber man bekommt so Ideen, so Phrasen — nun, Sie verstehen mich ja. — Da könnte ich auch sagen: meine Frau war mir nicht genug, oder, sie hat mich nicht verstanden, und wie das furchtbar ist, wenn man so nicht verstanden wird, wie ich ein so ganz origineller Mensch bin, so ein Original, wie ich so ganz originelle Gedanken habe und so ganz originelle Gefühle, und wie ich mich so enttäuscht sehe, und keine Frau finde, die mich versteht, aber doch immerfort suche — solche Phrasen, wissen Sie — das ist aber Alles erlogen, Alles erlogen! Ueberhaupt, mein Bester, haben Sie schon bemerkt, wie eigentlich jeder Mensch ein Lügner ist? Nur giebt es zwei Arten, und danach kann man die Menschen eintheilen: in solche, welche Andere belügen; das sind die materiellen Menschen, von denen man in den Büchern lies't, und dann die Idealisten, wie die Deutschen sie nennen — die sich selbst belügen.

Ich gestehe es, der Mann begann mich immer mehr zu interessiren.

Er trank noch ein Glas Tokai und war vollends im Fluß. Seine Augen schwammen, seine Zunge schwamm, und seine Worte flossen nur so.

Nun, Herr, was macht die Ehe unglücklich? sagte er und legte seine Hände auf meine Achseln, als wolle

er mich an sein Herz drücken. — Denken Sie sich, Herr — die Kinder.

Ich war überrascht.

Aber, lieber Freund, sagte ich, sehen Sie einmal diesen Juden an, wie elend er da lebt und sein Weib — würden sie nicht auseinander laufen wie Hunde, wenn nicht die Kinder wären und die Liebe zu den Kindern?

Er nickte eifrig mit dem Kopfe und hob die Hände flach gegen mich empor, als wollte er mich segnen.

So ist es, so ist es, Bruder! Das eben, das allein — das, das! — Hören Sie nur meine Geschichte.

Ich war so ein Bursche, was soll ich Ihnen sagen — ein Tölpel! Ich fürchtete mich vor den Frauen. Wenn ich zu Pferde war, da war ich ein Mann, oder ich nahm die Büchse und ging durch das Feld in den Wald, in das Gebirge — ich will Ihnen aber keine Anecdoten erzählen von meinen Jagden — genug, wenn ich dem Bären begegnete, ließ ich ihn ganz nahe kommen und sagte nur: Hopp, Bruder! — Da stand er auf, daß ich seinen Athem fühlte, und ich schoß ihn gräde auf den weißen Fleck hin, in die Brust. Aber wenn ich ein Weib sah, ging ich ihm aus dem Wege. Sprach sie mich an, wurde ich roth, stotterte — so ein Tölpel, wissen Sie. Ich meinte immer noch, ein Weib habe nur längeres Haar als wir und längere Kleider, und das sei Alles. So ein Tölpel! Sie wissen ja, wie man bei uns ist. Nicht einmal die

Dienstleute sprechen von diesen Sachen, man wächs't auf, es kommt einem der Bart beinah, und man weiß nicht, warum einem das Herz schlägt, wenn man so ein Weib sieht. So ein Tölpel! sag' ich Ihnen.

Da meinte ich, ich hätte Amerika entdeckt, oder wenigstens einen neuen Planeten, wie ich endlich wußte — Gut! Da verliebte ich mich auf einmal. Ich weiß selbst nicht, wie — aber ich langweile Sie gewiß?

Nein, ich bitte —

Gut! Ich verliebte mich. Da hatte mein seliger Vater, da hatte er so eine Idee, uns tanzen zu lassen, nämlich meine Schwester und mich. Da kam so ein kleiner Franzose mit seiner Geige, und dann kamen die Gutsbesitzer aus der Nähe mit ihren Söhnen und Töchtern. Es war eine lustige Gesellschaft von Nachbarn. Jeder kannte den Andern und war guter Dinge, nur ich zitterte am ganzen Leibe. Mein kleiner Franzose aber besinnt sich nicht, stellt seine Paare auf, wie's ihm einfällt, erwischt mich beim Aermel, erwischt auch ein Fräulein von unsern Nachbarn, ein Kind, sag' ich Ihnen. Sie stolperte noch über ihr Kleid und hatte blonde Zöpfe bis zum Rücken hinab.

Da standen wir nun, und sie hielt meine Hand — denn ich — ich war Ihnen todt; so tanzen wir, aber ich sehe sie gar nicht an, nur unsere Hände brennen so ineinander! Bis zuletzt, da heißt es: Messieurs! Man tritt vor seine Dame, klappt die Absätze zusammen, läßt den Kopf auf die Brust fallen, wie wenn er ab-

gehackt wäre, macht seinen Arm krumm, nimmt sie bei den Fingerspitzen und küßt die Hand. Das Blut schoß mir zu Kopfe. Sie machte einen Knix, und wie ich meinen Kopf hob, war sie ganz roth und hatte Augen — was für Augen!

Er schloß die seinen und lehnte sich zurück.

Bravo, Messieurs! — Ich war erlöst. Von da an tanzte ich nicht mehr mit ihr.

Sie war die Tochter eines Nachbars. Schön! — Was soll ich Ihnen sagen — schön! So vornehm, möchte ich sagen. — Jede Woche war eine Tanzstunde. Ich sprach nicht einmal mit ihr, aber wenn sie so den Kosak tanzte, den Arm zierlich eingestemmt, stachen meine Augen nur so in sie, und sah sie dann auf mich, pfiff ich wohl und drehte mich auf dem Absatz um. Die andern jungen Herren leckten ihre Finger wie Zucker, verrenkten sich Hände und Füße, um ihr Taschentuch zu erwischen, sie aber warf die Zöpfe zurück und blickte auf mich.

Wenn sie davonfuhr, da war ich ein Held, wenn ich die Treppe hinableuchtete und unten stehen blieb. Da wickelte sie sich behaglich ein, zog den Schleier herab, nickte Allen freundlich zu, daß mir der Neid im Magen brannte und wenn die Glöckchen nur noch so aus der Ferne klangen, stand ich noch da und hielt mein Licht in der Hand, ganz krumm, das tropfte nur. So ein Tölpel, sag' ich Ihnen.

Dann waren die Tanzstunden zu Ende, und ich sah sie lange nicht.

Da wachte ich Nachts auf und hatte geweint, und wußte nicht warum; da lernte ich verliebte Gedichte auswendig und sagte sie tüchtig her, Alles meinem Kleiderstock; da hatte ich Muth und phantasirte, nahm die Guitarre und sang, daß unser alter Jagdhund unter dem Ofen hervorkroch, die Nase zum Himmel hob und heulte.

Dann kam mir im Frühjahr die Idee, auf die Jagd zu gehen. Streife so im Gebirge, lege mich über eine Schlucht, und wie ich so liege, da brechen die Zweige und kommt das Dickicht herab ein großer Bär, langsam, ganz langsam. — Ich bin ganz stille, und im Walde ist es stille — und ein Rabe fliegt über mir und schreit. — Da faßt mich eine namenlose Angst, ich mache das Kreuz und athme nicht einmal, und wie er hinab ist — laufe ich, was ich laufen kann.

Da war dann der Jahrmarkt — verzeihen Sie, ich erzähle Ihnen wohl Alles erbärmlich durcheinander — da fahr' ich denn auf den Jahrmarkt, und wie ich so gehe, ist sie auch da. — Richtig! Ich vergesse zu sagen, wie sie heißt: — Nikolaja Senkow also. Einen Gang hatte sie jetzt, wie eine Fürstin, und auch die Zöpfe hingen ihr nicht mehr herab, sondern lagen auf ihrem Haupte wie ein goldener Reif, und ihr Gang war so frei, sie wiegte sich, und die Falten ihres Kleides rauschten so anmuthig — man konnte sich in dieses

Rauschen allein verlieben. — Da lärmt der Jahrmarkt rings herum, da traben die Bauern in ihren schweren Stiefeln, da schießen die Juden durch das Gedränge, das schreit, und jammert, und lacht, und die Buben haben kleine hölzerne Pfeifchen gekauft und pfeifen. Aber sie hat mich gleich gesehen.

Da fass' ich mir ein Herz, sehe mich um und denke: Halt! Du giebst ihr die Sonne! Das wird sie freuen! Was kannst du mehr geben? — Verzeihen Sie, es war eine Sonne von Lebzelten, prächtig vergoldet, sag' ich Ihnen. Sie fiel mir von Weitem auf und machte ein erstauntes Gesicht, wie unser Pfarrer, wenn er Jemand umsonst begraben soll. Gut, ich habe diesmal Courage wie der Teufel, gehe, werfe meinen Zwanziger hin — es war mein einziger — und kaufe die Sonne; mache dann große Schritte und erwische mein Fräulein richtig bei einer Falte — was eigentlich recht unanständig war, aber so ist man, wenn man verliebt ist, ganz unanständig! — erwische sie und präsentire ihr die Sonne, und was denken Sie, was thut meine Nikolaja?

Sie bedankt sich wohl?

Bedankt sich? — Sie — sie lacht mir ins Gesicht, lacht auch ihr Vater, lacht ihre Mutter, lachen ihre Schwestern und Basen, alle Senkows lachen! Mir ist zu Muthe, wie an der Schlucht dort, wie der Bär so langsam kommt. Ich möchte laufen, aber ich schäme mich. — Die Senkows aber lachen so fort. —

Es sind reiche Leute, und wir waren ebenso — wir hatten unser Auskommen. — Da stecke ich beide Hände in die Tasche und spreche: Das ist nicht schön, Pana Nikolaja, daß Sie so lachen. Mein Vater hat mir Nichts gegeben als den Zwanziger für den Jahrmarkt, den hab' ich für Sie hingeworfen, wie ein Fürst, wenn er seine zwanzig Dörfer nimmt und Ihnen so hinwirft — haben Sie die Gnade also. — Ich konnte nicht weiter — mir kamen die hellen Thränen. So ein ganzer Tölpel, sag' ich Ihnen. Aber die Pana Nikolaja nimmt meine Sonne so mit beiden Händen an die Brust und sieht mich an. Ihre Augen waren so groß, so weit — die ganze Welt schien mir nicht so weit — und so tief! Es zog einen so hinein, und sie bat mich, mit ihren Augen bat sie mich, ihre Lippen zuckten nur so.

Da schrei' ich auf: O! was für ein Tölpel bin ich, Pana Nikolaja! Die Sonne möchte ich jetzt herunterreißen vom Himmel, Gottes wahrhaftige, lichte Sonne, und Ihnen zu Füßen legen, lachen Sie mich nur aus, lachen Sie. — Da kommt ein polnischer Graf gefahren. Sechs Pferde hat er vorgespannt und sitzt auf dem Bock mit der Peitsche, fliegt nur so hin, sag' ich Ihnen, auf seiner Britschka, mitten durch den Jahrmarkt. Ein Unsinn! Fährt da so schnell. Das schreit nur, ein Jude kugelt sich am Boden, meine Senkows ergreifen die Flucht, nur Nikolaja steht starr, hebt nur die Hand gegen die Pferde, ich sie um den Leib und trage sie,

Nikolaja die Hände um meinen Hals. Alles schreit, ich aber möchte tanzen mit ihr auf dem Arme — da ist der Graf auch vorbei mit seiner Britschka — das Mädchen aus meinen Armen — ein Moment, sag' ich Ihnen! — Polak das! Fährt da so schnell.

Aber ich erzähle Ihnen das Alles, wie ich es erlebt habe, ich will mich kurz fassen.

Nein! Nein! Fahren Sie nur so fort. — Ich streckte mich auf meiner Bank aus. Er stopfte sich eine neue Pfeife.

Es ist so Alles eins, meinte er, Arrestanten sind wir einmal, also hören Sie die Geschichte zu Ende.

Da hat uns der polnische Graf getrennt von der tapferen Familie. Meine Senkows waren in alle vier Winde zerstreut. Glauben Sie, ich habe sie gesucht? Pana Nikolaja hängt sich in mich ein, ganz sanft, und ich führe sie zu ihren Leuten, das heißt, ich sehe mich immer um, damit ich sie von Weitem entdecke, und noch zu rechter Zeit in eine andere Gasse von Marktbuden einbiegen kann. Ich hebe meinen Kopf stolz wie ein Kosak, und wir plaudern. Was gleich? Da sitzt ein Weib und verkauft Kannen. Pana Nikolaja behauptet, die irdenen Kannen sind besser für das Wasser, und ich, die hölzernen, nur um so zu reden; sie lobt die französischen Bücher, und ich die deutschen; sie die Hunde, ich die Katzen, und ich widersprach nur, um sie reden zu hören, so allerliebst! Und wenn sie zornig wurde — diese Stimme! — Wie Musik, sag' ich Ihnen!

Endlich hatten mich die Senkows umstellt wie ein Wild, es war nicht mehr auszuweichen, da liefen wir dem Vater Senkow grade in die Arme. Der wollte gleich nach Hause fahren. Gut! Ich hatte jetzt meine Courage beisammen, schrie den Kutscher recht an und sage ihm dann, wie er fahren soll. Hebe zuerst Madame Senkow in den Wagen, stoße dann Vater Senkow, der einsteigt, so hinterrücks — wissen Sie — hinein, Alles, damit ich mich dann auf ein Knie niederlassen, Nikolaja auf das andere ihren Fuß setzen und auf ihren Sitz springen kann. Kommen noch die Schwestern und Basen, küsse noch ein halbes Dutzend Hände, der Kutscher peitscht in die Pferde, fort sind sie.

Es ist wirklich — Sie verzeihen — wenn ich nur könnte — so eine schlechte Gewohnheit — so zu erzählen. Aber ich fahre lieber fort, sonst halte ich noch mehr auf. Endlich sind wir ja Arrestanten.

Also der Jahrmarkt!

Da hatte ich mich verkauft, mich, wie ich da bin. Da ging ich herum wie ein Thier, das seinen Herrn verloren hat. Ganz verloren war ich.

Den nächsten Tag ritt ich hinaus auf das Dorf der Senkows, wurde gut empfangen. Nikolaja war ernster als sonst, ließ das Köpfchen etwas hängen. Auch ich wurde traurig, sah sie an und dachte: Was bist du so? Ich bin dein, deine Sache, dein Geschöpf, mache mit mir was du willst, ich bin dein,

lache doch! — Ich dachte gar nicht, daß sie etwas Mehr wünschen könnte.

Ich ritt jetzt oft hinaus zu den Senkows.

Einmal sagte ich zu Nikolaja: Erlauben Sie mir, daß ich nicht mehr lüge.

Sie sah mich erstaunt an.

Sie lügen?

Da sage ich Ihnen, ich bin Ihr Knecht, meine Seele gehört Ihnen; da falle ich Ihnen zu Füßen, küsse Ihre Fußstapfen, und bin es nicht und thue es nicht. Erlauben Sie, daß ich nicht mehr lüge. —

Glauben Sie mir, ich — ich hörte noch in derselben Stunde auf zu lügen.

Nach einiger Zeit sagte unser alter Kosak so zu den Dienstleuten: Unser junger Herr ist jetzt andächtig geworden, hat der förmliche Flecke auf den Knieen. — So! Jetzt muß ich Ihnen von einem Hunde erzählen.

Die Senkows hatten ihr Dorf näher dem Gebirge als wir. — Sie hatten zahlreiche Schafe im Freien auf der Weide, nach dem tiefen Walde. Der Lagerplatz war von einem tüchtigen Zaun eingeschlossen. Da machten die Hirten Nachts ihr Feuer, hatten ihre Stöcke mit Eisen beschlagen, sogar eine alte Entenflinte mit einem Lauf und ein paar Wolfshunde. Alles, wie gesagt, weil es nahe dem Gebirge war, und die Wölfe und Bären liefen dort herum wie die Hühner, und waren zahlreich und vermehrten sich in einer Weise wie die Juden.

Da war ein schwarzer Wolfshund.

Sie nannten ihn Kohle.

Er war auch kohlschwarz, und seine Augen funkelten wie Kohlen.

Der war der Freund meiner — verzeihen Sie — was sag' ich da.

Er erröthete etwas und senkte den Blick.

Also Kohle war der Freund der Pana Nikolaja. Wie sie noch ein kleines Eichen war, im warmen Sande lag, da kam Kohle — selbst ein Kind — zu ihr und leckte sie, so mit der Zunge gleich über das ganze Gesicht, und das Kindchen legte ihm die Fingerchen zwischen die großen Zähne und lächte, und mein Hund lachte auch.

Dann wuchsen sie beide auf. Kohle wurde groß und stark wie ein Bär. Nikolaja konnte nicht so schnell nachkommen, aber lieb hatten sie sich immerfort. Und als Kohle zu den Schafen kam — nicht daß man ihn hingab. Lassen Sie sich das sagen. Er war so großmüthig von Natur, er mußte immer etwas zu beschützen haben. Auf Meilen war kein Thier wie er.

Wenn er einen Hund zerriß, so war es, weil er einen andern gebissen hatte. Ihm wich der Wolf aus, und der Bär blieb aus, wenn er Wache hielt.

So fiel es meinem Kohle ein, die Schafe zu beschützen. Das waren so recht arme, ängstliche Thiere, so recht für meinen Kohle. Er kam also zu ihnen und machte fortan nur noch Besuche im Herrenhause; und wenn er zurückkam, da drängten sich die Lämmer um

ihn und grüßten ihn, und er leckte nur so nach links und nach rechts mit seiner rothen Zunge, als wollte er sagen: Ist schon gut! Ich weiß schon! — Nikolaja machte also jetzt auch ihre Besuche in der Hürde und sie nahmen es beide genau. Wenn das Kind einmal ausblieb, schmollte der Hund und lief einmal, statt in den Hof, in den Wald, wo er sich den Spaß machte, dem Wolfe sein Weib zu verführen.

Es war ein majestätisches Thier. Wenn Nikolaja kam, trieb er ihr die kleinen Lämmchen zu. Sie setzte sich auf seinen Rücken, und er trug sie so leicht, was leicht — stolz! Er wußte, was er trug.

Wie ich Kohle kennen lernte, war er alt, hatte schlechte Zähne, ein lahmes Bein, schlief oft, und es geschah, daß da und dort ein Lamm verloren ging.

Um diese Zeit sprach man in unserer Gegend viel von einem Bären, einem ungeheuren Bären, sag' ich Ihnen, der sich auch bei den Senkows sehen ließ.

Ich dachte gleich an meinen Bären in der Schlucht und schämte mich etwas.

Einmal reite ich wieder zu den Senkows; da laufen mir Bauern über den Weg, rennen gegen die Hürde — ein Tumult — ich sporne mein Pferd, von Weitem höre ich: — Der Bär! Der Bär! — Die Angst kommt mir, ich jage nur hin, springe vom Pferd da steht ein Haufe Volk — Nikolaja liegt am Boden, den Wolfshund in den Armen, und schluchzt. Die Leute stehen herum und flüstern nur.

Der Bär war da, der große Bär, und holt' ein Lamm. Die Hirten, die Hunde rühren sich nicht, heulen nur aus Leibeskräften, das Fräulein schreit auf, Kohle schämt sich und springt mit seinem lahmen Bein über den Zaun, grade hin auf den Bären.

Seine Zähne sind stumpf. Er packt den Bären, der Bär ihn — die Hirten rennen heraus mit der Flinte, der Bär flieht, das Lamm ist gerettet. Kohle aber schleppt sich nur einige Schritte und fällt, wie ein Held, sag' ich Ihnen — Nikolaja wirft sich über ihn, schließt den Wolfshund an ihre Brust. Ihre Thränen fließen bis auf seinen Kopf, er sieht hinauf zu ihr, zieht noch einmal Luft — es ist zu Ende.

Ich habe ein Gefühl, wie wenn ich einen Mord begangen hätte. Lassen Sie ihn, Pana Nikolaja, sag' ich; sie aber hebt die Augen voll Thränen zu mir und sagt: Sie sind ein harter Mensch, Demetrius, — so heiße ich nämlich. — Ich ein harter Mensch! Denken Sie!

Ich gebe mein Pferd den Hirten, nehme mir ein langes Messer, schleife es noch, nehme die alte Flinte, ziehe die Ladung heraus, lade sie wieder selbst. Noch eine Hand voll Pulver und gehacktes Blei in den Sack, und fort — in das Gebirge.

Ich wußte, daß er durch die Schlucht kommen werde.

Der Bär?

So ist es. Ihn erwartete ich ja. Ich stellte mich

in die Schlucht, dort war an ein Ausweichen nicht zu denken. Die Wände fielen nur so gleich ab, steil, steinhart. Oben standen die Bäume, aber keiner ließ seine Wurzel so weit herab, daß man sie mit der Hand erreichen und sich hinaufschwingen konnte.

Er kann nicht ausweichen — und er kehrt auch nicht um — und ich auch nicht!

So stehe ich denn und erwarte ihn.

Waren Sie je einsam? — Wissen Sie, was das heißt, Jemand erwarten? — Hier aber stand ich im einsamen Urwald, und ein Bär war es, den ich erwartete.

Komische Vorsicht, kopflose Klugheit der Aufregung! Da stieß ich noch einmal meinen Ladstock in den Lauf, damit die Kugel festsitze.

Ich weiß nicht, wie lange ich gewartet.

Es war einsam, unendlich einsam.

Da raschelt das Laub hoch oben in der Schlucht Schritt für Schritt, wie die schweren Stiefel eines Bauern. Jetzt brummt er vor sich hin.

Da ist er.

Er sieht mich und hält stille.

Ich trete noch einen Schritt vor und spanne — was spannen? — will den Hahn spannen. Greife herum, finde nicht — kein Hahn an der Flinte!

Ich mache nur das Kreuz, werfe den Rock ab, wickle ihn um den linken Arm. — Der Bär kommt auch schon.

Hopp, Bruder! rufe ich. Aber er hört gar nicht auf mich, sieht mich auch nicht an.

Halt, Bruder, ich will dich Russisch lehren!

Drehe meine Flinte um und haue mit aller Kraft über seine Schnauze. Der brüllt, steht auf, ich den linken Arm in seine Zähne, das Messer in sein Herz, er die Tatzen um mich.

Das Blut stürzt über mich wie eine Welle — die Welt geht unter.

Er saß eine Weile, stützte den Kopf, schwieg.

Dann schlug er mit der flachen Hand leicht auf den Tisch und sprach lächelnd: Da hab' ich Ihnen richtig so eine Anekdote erzählt. Aber sie sollen seine Tatzen sehen. Erlauben Sie, daß ich mein Hemd aufmache.

Er zog es auseinander und zeigte an jeder Seite seiner Brust eine Narbe wie die eingedrückte, weiße Hand eines riesigen Menschen.

Er hat mich gut gefaßt.

Die Gläser waren leer. Ich winkte Moschku, eine neue Flasche zu bringen.

So fanden mich also die Bauern, fuhr mein Bojar fort, aber lassen wir das. Ich lag also lange im Hause bei den Senkows im Fieber. Wenn ich bei Tage zu mir kam, saßen sie um mich, auch meine Leute, wie um einen Sterbenden, aber Vater Senkow sagte: Nun, es geht ja gut, und Nikolaja lachte. Einmal erwachte ich Nachts und sehe mich um. Da brennt nur eine ein-

same Lampe. Nikolaja liegt auf den Knieen und betet.

Genug davon! Es ist vorbei, nur manchmal kommt es noch im Traum. Genug! Sie sehen, ich bin nicht gestorben.

Jetzt kam Vater Senkow oft zu uns auf seiner Britschka, und mein Vater wieder hinüber, die Frauen nicht selten mit. Die alten Leute flüsterten, und kam ich dazu, so lächelte Senkow, zwickerte mit den Augen und bot mir eine Prise.

Nikolaja — liebte mich! So herzlich! Glauben Sie mir. Ich glaubte es wenigstens, und auch — die alten Leute glaubten es.

So wurde sie denn mein Weib.

Mein Vater übergab mir die Wirthschaft. Senkow gab seiner Tochter ein ganzes Dorf.

Die Hochzeit war in Czernelica. Alles betrunken, sag' ich Ihnen, mein Vater tanzte mit Madame Senkow den Kosak.

Am nächsten Abend — sie suchten noch Alle, wie die Todten am jüngsten Tage, ihre Glieder zusammen und fanden sie nicht — spannte ich selbst sechs Pferde, alle weiß wie Tauben, vor meinen Wagen. Das glänzende, langhaarige Fell meines todten Bären lag über den Sitz gebreitet, die Tatzen mit vergoldeten Nägeln bis auf den Wagentritt herab von jeder Seite; der große Kopf mit funkelnden Augen wie lebendig zu den Füßen. Meine Leute, Bauern, Kosaken zu Pferde,

Fackeln, Brände in den Händen; ich mein Weib im rothen Hermelinpelz auf die Schulter und trage sie in den Wagen. Meine Leute jauchzen, sie sitzt wie eine Fürstin in dem Pelz des Bären, die kleinen Füße auf seinem großen Kopfe. Mein Volk zu Pferde um uns — so führe ich die Herrin in ihr Haus.

Es ist auch so eine große Dummheit, die man in den deutschen Büchern lies't, von dem Himmel der Liebe und dann die Abgötterei, die man mit der Jungfrau treibt.

Wie etwa Schiller in der —

Ich bitte Sie, Sie werden mir doch nicht etwas von Herrn von Schiller aufsagen? Erbarmen Sie sich!

Nur eine Stelle, wissen Sie —

Verzeihen Sie —

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei!

declamirte ich erbarmungslos.

Da hat er einmal Recht, der Herr von Schiller, sagte der Landedelmann, ein schöner Wahn das. Das wäre etwas, wenn die Jungfrau die Krone der Schöpfung wäre, und die Liebe das schöne dumme Gefühl, das man allenfalls für so ein Mädchen hat. Auch mir riß der Wahn entzwei.

Wie sie mein Weib war, da hatte ich erst den Muth sie zu lieben, und sie mich. Meine Liebe und ihre Liebe wuchsen wie Zwillinge.

Pana Nikolaja küßte ich die Hände, meinem Weib

die Füße und biß oft nur so hinein, daß sie schrie und mich ins Gesicht trat.

Jetzt verstand ich, warum man niederkniet und anbetet das Weib mit dem Kinde, aber sie haben auch aus ihr eine Jungfrau gemacht, die Hausthiere unseres Herrgottes.

Sehen Sie, das Mädchen ist eine Sclavin ihres Hauses. Mancher Vater rechnet sie zu seinen Gütern. Aber die Frau! — Jeden Augenblick kann sie mich verlassen. Hab' ich Recht? Sie wählt, wie ich wähle. Dann sagen sie: Du holdes Kind! Also ein so buttergelbes Entchen da ist meines Gleichen. Thun Sie mir den Gefallen und bedenken Sie das.

Die Liebe von Mann und Weib ist die Ehe. Ich meine die Ehe, wie die Natur sie schließt.

Ueberhaupt, was hat man?

Belieben Sie nur, dieses Leben etwas zu betrachten. Ein seltsamer Text —

Er horchte einen Augenblick auf das Lied der Bauernwache.

Und da die Melodie dazu.

Da haben die Deutschen ihren Faust, und auch die Engländer haben so ein Buch. — Bei uns weiß das jeder Bauer. Es ist wie eine Ahnung, die über ihn kommt, was das Leben ist.

Was macht unser Volk so melancholisch?

Die Ebene.

Sie gießt sich aus wie das Meer, und wogt im

Winde wie das Meer. Der Himmel taucht in sie — wie in das Meer — sie umgiebt den Menschen schweigend wie die Unendlichkeit, fremd wie die Natur. Er möchte zu ihr sprechen und von ihr Antwort bekommen. Wie ein Schrei des Schmerzes entringt sich das Lied seiner Brust und stirbt unbeantwortet wie ein Seufzer.

Da ist dem Menschen so seltsam. Gehört er nicht zu ihr? Hat sie ihn nicht geschaffen? Hat sie ihn unterworfen nur? — Hat er sie verlassen? Stößt sie ihn von sich?

Sie giebt ihm keine Antwort.

Aus seinem Grabe wächs't ein Baum. Sperlinge schreien auf den Aesten. — Soll das eine Antwort sein?

Er sieht den Ameisen zu, wie sie in langen Karawanen mit Eiern beladen durch den warmen Sand ziehen und zurück; da hat er seine Welt — ein Wimmeln auf dem kleinsten Raum, ein rastloses Bemühen um — Nichts. Er fühlt sich verlassen, ihm ist, als könnte er jeden Augenblick vergessen, daß er lebt.

Da spricht im Weibe die Natur zu ihm: Du bist mein Kind. Du fürchtest mich wie den Tod, aber hier bin ich wie du. Küsse mich! Ich liebe dich, komm! Schaffe mit mir an dem Räthsel des Lebens, das dich ängstigt. Komm! Ich liebe dich!

Er schwieg eine Weile, dann fuhr er fort.

Ich und Nikolaja, wie glücklich waren wir. Wenn die Eltern kamen oder die Nachbarn, da hätten Sie

sehen sollen, wie sie commandirte im Haus, und Alles gehorchte ihr. Die Dienstleute duckten sich wie die Enten auf dem Wasser, wenn sie nur auf sie hinsah. Einmal wirft mein junger Kosak ein Dutzend Teller hin. Trägt sie richtig bis an das Kinn hinauf — wirft sie hin. Mein Weib die Peitsche vom Nagel. Nun — wenn die Herrin ihn peitscht, sagt er, will er täglich ein Dutzend Teller zerbrechen — verstehen Sie?

Und beide fangen an zu lachen.

Da kamen auch die Nachbarn.

Zu mir waren sie alle heiligen Zeiten gekommen, das heißt etwa zu Ostern auf ein Geweihtes. Aber jetzt suchten sie es etwa gut zu machen. Alle kamen sie, sag' ich Ihnen.

Da war der pensionirte Lieutenant Mack. Er kannte den Schiller auswendig, war aber sonst ein guter Mensch. Es war nur das Unglück mit ihm, daß er gern trank. Wissen Sie, nicht daß er etwa betrunken wurde und man ihn unter das Sopha werfen konnte. Was meinen Sie? Da stellte er sich Ihnen mitten in das Zimmer, der kleine, dicke, rothe Kerl, und declamirte Ihnen allenfalls den Kampf mit dem Drachen, und wenn er nüchtern war — bedenken Sie — erzählte er uns die ganzen französischen Kriege. Sagen Sie selbst, was war da zu machen.

Dann kam der Baron Schebicki. Kennen Sie ihn nicht? — Eigentlich hieß der Alte Schebig, Salomon Schebig, war ein Jude, ging mit dem Pünkel, kaufte

und verkaufte, machte den Lieferanten für das Aerar, kaufte ein Gut und nannte sich Schebigstein. Heißt einer Lichtenstein, sagte er, warum soll ich nicht heißen Schebigstein? Und der Sohn wurde Baron, und nennt sich Raphael Schebicki. Lacht Ihnen immerfort! Sagen Sie ihm: Erweisen Sie mir die Ehre, mich zu besuchen — lacht er so, und sagen Sie ihm: Belieben, da ist die Thüre, Paschol! — lacht er auch so. Und jeder hübschen Frau will er gleich Kleider bringen von Brody und einen Shawl von Paris; trinkt immer nur Wasser, geht täglich ins Dampfbad, trägt eine große goldene Kette auf der rothen Sammtweste und macht immer das Kreuz vor der Suppe und nach Tisch.

Dann der Edelmann Domboski, ein langer Pole mit rothen Augen, schwermüthigem Schnurrbart und leeren Taschen, der immer für die armen Emigranten sammelt, Jeden, den er das zweite Mal sieht, ungestüm an sein Herz drückt und zärtlich küßt; wenn er ein Glas zu viel hat, ungezählte Thränen vergießt, „Noch ist Polen nicht verloren" singt, Jeden einzeln unter den Arm nimmt, um ihm die ganze polnische Verschwörung anzuvertrauen; wenn er endlich lustig ist, ein „Vivat, lieben wir uns!" ausbringt und aus den schmutzigen Schuhen der Frauen trinkt.

Der hochwürdige Herr Maziek, so ein gerechter Landpfarrer, der fand für Alles einen Trost, für Geburt, Tod und Heirath. Am Meisten pries er jedoch, die selig im Herren entschlafen. Auch die Kirche habe

sie durch das Symbol einer höheren Taxe ausgezeichnet. Wenn er etwas behaupten wollte, sagte er stets „Fegefeuer!“ wie ein anderer „bei Gott“, oder „mein Ehrenwort“.

Dann der gelehrte Thadeus Katernoya, der seit elf Jahren das Doctorat machen will, und denken Sie, noch dazu der Philosophie. Der Gutsbesitzer Leon Bodoschkan, ein wahrer Freund, und andere lustige Edelleute.

Lustig! Lustig, wie ein Schwarm Bienen, aber vor ihr hatten sie Respect.

Auch die Frauen kamen zu ihr. Gute Freundinnen, die schwatzen, süß lächeln, jede Minute schwören und dann — nun, wir kennen das. Also wir lebten so mit den Nachbarn, und ich war stolz auf meine Frau, wenn sie so aus ihren Schuhen tranken und auf sie declamirten; aber sie sah die Leute gleich so an, was bemüht ihr euch? — Wir waren auch lieber allein.

So eine große Wirthschaft, wissen Sie! Man hat seine Sorgen und seine Freuden. Sie nahm sich der Sache an. Wir wollen selbst regieren, sagte sie, und nicht unsere Minister. Da war der Minister, der Mandatar Kradulinski, ein alter Pole; ein Mensch von einer Consequenz, sag' ich Ihnen! — Er hatte nie ein Haar am Kopfe, und nie eine Rechnung in Ordnung. Dann der Förster Freidel, ein Deutscher, wie Sie merken. Der war klein, hatte kleine Augen, große, durch-

sichtige Ohren und einen großen, durchsichtigen Windhund.

Meine Frau hielt Ihnen das Gespann zusammen! Na, ich glaube, die Peitsche hätte sie ihnen gegeben, wenn sie nicht gefahren wären, wie sie es wollte.

Aber die Bauern dafür. Wenn wir so durch die Felder gingen. Gelobt sei Jesus Christus! — In Ewigkeit, Amen! — So fröhlich, sag' ich Ihnen. Beim Erntefest, da strömte es nur in unseren Hof, die Schnitter, das Volk. Meine Frau stand auf der Treppe, und sie legten ihr den Erntekranz zu Füßen. Jauchzten, sangen, tanzten; sie nahm ein Glas Branntwein: Bleibt gesund! — und trank es aus.

Die Füße, sag' ich Ihnen, küßten sie ihr nur.

Da ritt sie auch mit mir. Ich hielt ihr die Hand hin, sie trat nur hinein und war auch im Sattel. Zu Pferde hatte sie eine Kosakenmütze, die goldene Quaste tanzte auf ihrem Nacken, und das Pferd wieherte und blies die Nüstern auf, wenn sie es auf den Hals klopfte.

Dann lernte sie auch mit der Flinte umgehen. Ich hatte so eine kleine, hatte Sperlinge damit geschossen, wie ich klein war. Sie warf sie über die Schulter, ging mit mir durch die Wiesen und schoß Wachteln. Prächtig, sag' ich Ihnen! Prächtig! — Da fliegt ein Geier aus dem Walde her, nimmt mir meine Hühner, nimmt meiner Nikolaja gerade die schwarze Henne mit dem weißen Schopf. Ich passe ihm auf. Kannst warten!

Da kam ich vom Erdäpfelgraben zurück, so eine Gerte in der Hand.

Da ist er.

Schreit noch und kreis't um den Hof. Ich fluche nur! — Da fällt ein Schuß. Er schlägt nur einmal in der Luft und gleich zu Boden.

Wer hat geschossen?

Mein Weib. Der nimmt mir keine Henne mehr, sagt sie und nagelt ihn an das Scheunenthor.

Kommt der Factor, packt mit großem Geschrei alle seine Ballen aus. Alles echt, Alles neu, Alles billig. — Weiß Die zu handeln!

Der Jude seufzt nur immer. Eine gestrenge Frau! sagt er, aber küßt ihr den Ellbogen.

Fahre Ihnen in die Stadt.

Geht die Frau Starostin, hat ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Muß Mode sein! Kaufe ein blaues Kleid mit weißen Fliegen. Meine Nikolaja wird roth.

Fahre einmal nach Brody, bringe Sammt von allen Farben, Seidenstoffe, Pelze, was für Pelze! Alles geschwärzt. Das Herz schlägt ihr, sag' ich Ihnen.

Die war Ihnen angezogen!

Da hatte sie eine Kazabaika, saftgrün, ausgezeichnet saftgrün, und sibirische graue Eichhörnchen — die Kaiserin von Rußland hat keine besseren — Eichhörnchen daran, so handbreit gleich. Und ganz gefüttert mit dem silbergrauen Pelz, so weich, sag' ich Ihnen.

Da lag sie so an den langen Abenden auf dem Divan, die Arme unter dem Kopf gekreuzt, und ich lese ihr vor.

Das Feuer knistert, der Samowar singt, das Heimchen zirpt, der Holzwurm klopft, das Mäuschen nagt, denn die weiße Katze liegt auf dem Vorsprung und spinnt.

Lese ihr alle Romane. In der Kreisstadt, wissen Sie, war ja schon die Leihbibliothek und dann die Nachbarn — hat Der ein Buch und Jener.

Sie liegt mit geschlossenen Augen und ich im Lehnstuhl, und wir verschlingen die Bücher nur so.

Schlafen oft lange nicht ein, sprechen so, ob Der Die bekommen wird oder nicht. Wenn etwa so eine Edelmuthsgeschichte vorkommt, da kann meine Nikolaja bis in die kleinen Ohrläppchen dunkelroth werden vor Zorn. Da richtet sie sich etwas auf, stützt sich mit der Hand und sagt zu mir, als hätte ich das geschrieben: Sie soll das nicht thun, hörst du! — und weint beinahe.

Die Frauen, wissen Sie, die sind in den Romanen besonders edelmüthig. Da, wo der Geliebte in Gefahr ist, sind sie gleich dabei sich zu opfern, denken Sie! Der Teufel könnt' einen holen. Einmal, da kommt auch so eine Scene vor, wo eine Frau den Mann hingiebt, um ihr Kind zu retten. Eine dumme Geschichte, sag' ich Ihnen, „die Macht der Mutterliebe“, glaub' ich,

heißt das Buch. Eine dumme Geschichte, aber meine Nikolaja fiebert und will viele Wochen kein Buch sehen.

Oft springt sie auf, schlägt mir das Buch ins Gesicht und zeigt mir die Zunge. Hetzen dann wie Kinder! Ich verstecke mich hinter den Thüren und schrecke sie.

Oder sie führt mit mir ganze Märchen auf.

Geht in ihr Zimmer: Wenn ich wiederkomme, bist du mein Sclave. Dann zieht sie sich als Sultanin an, schlingt einen Shawl um die Lenden, einen andern um den Kopf, wie einen Turban. Meinen Tscherkessendolch im Gürtel, ganz in einen weißen Schleier gehüllt, so kommt sie heraus. Ein Weib! — Eine Gottheit von einem Weibe.

Wenn sie schlief, konnte ich stundenlang sie nur ansehen, wie sie athmete — und wenn sie einmal seufzte, wurde es mir so weh um das Herz, als hätte ich ihr das schwerste Unrecht zugefügt, und eine Angst kam über mich, sie sei nicht mein, sie sei gestorben. Und rief ich sie beim Namen, dann setzte sie sich auf, sah mich groß an und lachte.

Aber die Sultanin konnte sie am besten machen. Sie verzog keine Miene. Wenn ich sagte: Aber Nikolaja! — und spaßte, zog sie nur die Brauen in die Höhe und bohrte ihre Augen in mich, daß ich mich beinahe schon am Pfahle fühlte. Bist du bei Sinnen, Sclave? — Wirklich da war Nichts zu machen! Ich war ihr Sclave, und sie gebot wie eine Sultanin.

So lebten wir denn wie ein paar Schwalben, saßen zusammen und zwitscherten.

Eine süße Hoffnung erhöhte unsere Freuden.

Und doch, wie bange war mir um das Weib. Ich streichelte ihr oft nur so die Haare aus der Stirne, und die Thränen traten mir in die Augen. Sie verstand mich, nahm mich um den Hals und weinte.

Aber es kam unerwartet, wie das Glück.

Ich fuhr nach Kolomea um den Arzt, und wie ich hereintrete, hält sie mir das Kind entgegen.

Die Eltern flossen förmlich vor Freude, die Dienstleute — das schrie und lachte und Alles betrunken, und auf der Scheune stand der Storch und hielt nachdenklich ein Bein in die Höhe.

Da gab es zu denken, zu sorgen, und jede schwere Stunde band uns nur noch fester zusammen.

Aber so blieb es nicht.

Seine Stimme war unendlich sanft und leise geworden, sie zitterte nur so in der Luft, leise wie der dünne Dampf seiner Pfeife.

Es konnte nicht so bleiben — ich bitte Sie — und dann — so und so — verstehen Sie mich. Es ist so eine Regel. — Ich meine, es ist so die Natur. Ich habe oft darüber nachgedacht, was meinen Sie?

Ich habe einen Freund gehabt — Leon Bodoschkan. Er hat zu viel gelesen und ist darüber krank geworden. Der hat mir oft gesagt —

Aber wozu das, ich kann Ihnen ja

Er zog einige vergilbte Streifen Papier aus der Brust.

Viel geschrieben hat er auch. War so unbekannt, aber er kannte Alles, so — er sah so hinein wie in ein Gebirgswasser. Die Menschen machte er auf wie Uhren, und sah hinein, ob Alles in Ordnung sei. Sagte gleich, wo es fehle. Er verstand Ihnen, wenn z. B. die Katzen zusammen sprachen, lachte und sagte gleich, was sie wollen. Da nahm er Ihnen eine Blume, schnitt sie auf und zeigte Ihnen, wie sie lebt, wie sie sich ernährt.

Er sprach gern von den Frauen.

Die Frauen und die Philosophie, wissen Sie, haben ihn ruinirt.

Da schrieb er oft etwas nieder, und wenn er im Walde ging, warf er alles von sich. Das Papier ängstigte ihn.

Aber das vergesse ich sonst.

Er sagte, wer seine Liebe auf einem Papier niederschreiben kann, liebt nicht.

Er konnte dicke Bücher lesen in Schweinsleder, den ganzen Nestor — aber vor einem Liebesbriefe lief er davon.

Also z. B.

Damit legte er die schmutzigen Papierstreifen auf den Tisch.

Nein, das ist eine Rechnung! Er steckte sie wieder ein. Da ist es.

Er hustete und las dann:

Was ist unser Leben? — Leiden, Zweifel, Angst, Verzweiflung. Weißt du, woher du kommst? Wer du bist? Wohin du gehst?

Und keine Gewalt zu haben über die Natur, und keine Antwort zu bekommen auf diese arme, verzweifelte Frage! Unsere ganze Weisheit ist zuletzt der Selbstmord.

Aber die Natur hat uns ein Leiden gegeben, noch entsetzlicher als das Leben, — die Liebe!

Die Menschen nennen sie Freude, Wollust!

Mein Freund pflegte bei diesen Worten immer bitterlich zu lachen. — Sieh den Wolf an, sagte er mir, wenn er sein Weib sucht; wie er durch das Dickicht bricht, das Wasser rinnt ihm nur vom Maul — er heult nicht einmal mehr, er winselt nur noch, und seine Liebe, ist das Genuß? — Das ist ein Kampf, ein Kampf wie um das Leben, das Blut rinnt ihm vom Nacken.

Mein Gott! Möchte der Mann sich nicht auch auf das Weib werfen, wie auf den Feind? Fühlt er sich nicht endlich wie unterworfen einem unbarmherzigen Feinde?

Legt er dem Weibe nicht den stolzen Kopf vor die Füße und fleht: Trete mich, trete mich mit deinem Fuße, ich will dein Sclave sein, dein Knecht, aber komm, erlöse mich!

Ja, die Liebe ist ein Leiden, der Genuß — Er=

lösung! — Aber es ist dann eine Gewalt, die Eines über das Andere übt, es ist ein Wettstreit, sich dem Andern zu unterwerfen. Liebe ist Sclaverei, und man wird Sclave, wenn man liebt. Man fühlt sich vom Weibe mißhandelt, man schwelgt nur in der Wollust ihrer Despotie und Grausamkeit.

Man küßt den Fuß, der uns tritt.

Ein Weib, das ich liebe, macht mir Angst. Ich zittere, wenn sie plötzlich durch das Zimmer geht und ihre Kleider rauschen; eine Bewegung die mich überrascht, erschreckt mich.

Man möchte sich vermählen für die Ewigkeit, für diese und eine andere Welt, man möchte nur in einander fließen. Man taucht seine Seele in die fremde Seele, man steigt hinab in die fremde, feindliche Natur und empfängt ihre Taufe. Es ist lächerlich, ganz lächerlich, daß man nicht immer zusammen war. Man zittert jeden Augenblick, sich zu verlieren. Man erschrickt, wenn der Andere das Auge schließt, wenn er seine Stimme verändert. Man möchte ganz nur Ein Wesen werden, alle Eigenschaften, Ideen, Heiligthümer eines Lebens möchte man aus seinem Wesen reißen, um ganz nur mit dem Andern sich zu verschmelzen. Man giebt sich hin — wie eine Sache — wie einen Stoff. Mache aus mir was du bist!

Wie zum Selbstmorde wirft man sich in die andere Natur, bis sich die eigene empört.

Da kommt der Schauer, ganz sich zu verlieren.

Man fühlt wie einen Haß gegen die Gewalt des Anderen. Man glaubt sich todt. Man will sich auflehnen gegen die Tyrannei des fremden Lebens, sich wiederfinden in sich selbst.

Das ist die Auferstehung der Natur!

Er suchte einen zweiten Papierfetzen hervor.

Der Mann hat seine Arbeit, seine Absichten, seine Unternehmung, seine Ideen!

Sie schweben um ihn mit Taubenflügeln, sie heben ihn mit Adlersfittichen. Sie lassen ihn nicht versinken.

Aber das Weib?

Das schreit nach Hilfe: Ich will nicht sterben! Es will nicht und keine Hilfe!

Da trägt sie noch sein Ebenbild unter dem Herzen, fühlt wie es wächs't und sich bewegt — lebt! — da — da hält sie's endlich in den Armen. Sie hebt es auf. —

Wie ist ihr nun?

Träumt sie? Da spricht das Kind zu ihr: Ich bin du und du lebst in mir. Sieh mich nur an! — Ich rette dich.

Sie hält das Kind an ihre Brust und ist gerettet.

Nun pflegt sie sich, ihr Selbst, das sie verachtet und verstoßen, in dem Kinde, und sieht es groß werden auf ihrem Schooß und giebt sich hin und hängt sich ganz daran.

Damit legte er die Gedankenfetzen seines Freundes zusammen und verbarg sie an seiner Brust. Dann

fühlte er noch einmal mit der flachen Hand darnach und knöpfte seinen Rock zu.

So war es bei mir auch, sagte er, ganz so. Freilich versteh' ich das nicht so zu erklären wie Leon Bodoschkan, wissen Sie, aber ich will es Ihnen doch erzählen. Was meinen Sie?

Natürlich, Bruder.

So war es also auch bei mir. Ganz so, ganz so! Glauben Sie mir, ganz so!

Ich wollte meinen neuen Freund anregen und sagte kaltblütig:

Gewöhnlich nennt man das Kind ein Pfand der Liebe.

Mein Landedelmann hielt einen Augenblick inne und sah ganz so aus, als hätte ich ihn tödtlich beleidigt. Ein Pfand der Liebe? rief er. Ja wohl, ein Pfand der Liebe!

Also, ich komme nach Hause. In so einer Wirthschaft, was es da Arbeit giebt! Komme müde wie ein Jagdhund, nehme mein Weib in die Arme, küsse sie, ihre Hand wischt mir so die Sorgen von der Stirne. Ich streiche mich an ihr wie ein Kater, sie lacht — da schreit daneben das Pfand der Liebe — aus ist die Geschichte. Können bei der Vorrede anfangen, wenn sie wollen. Aus sag' ich Ihnen.

Den ganzen Vormittag wüthet man herum mit dem Mandatar, mit dem Oekonom, mit dem Förster. Setzt sich zum Mittagessen, richtig — kaum hat

man die Serviette umgebunden — ich binde sie nämlich, alles nach altem Stile — da weint auch mein Pfand der Liebe, weil es nicht von dem Mädchen nehmen will. Mein Weibchen steht auf, füttert das Kind. Aber das Kind verlangt nach dem Fleisch und schreit — fort ins Nebenzimmer, und ich kann allein speisen und mir dazu ein Lied pfeifen, wenn ich will, z. B.

Sitzt der Kater
Auf dem Zaun
Und thut mau'n.
Gelt, mein Gesang,
Ist gar nicht lang?

Da geht man allenfalls — auf die Entenjagd.

Den ganzen Tag bis an die Knie im Wasser.

Man freut sich auf die Heimkehr.

Nun gut! Man kommt heim, küßt seinem Weibchen rothe Flecken auf Wangen, Nacken, Busen. Man schließt sie in die Arme — da schreit das Pfand der Liebe.

Das Weib springt auf, geht auf und ab, das Kind in den Armen wiegend. La! la! la! hört man's die halbe Nacht und schläft — allein. La! la! la!

Da kommt so ein Jahr.

Es ist Allen so seltsam, es hängt was in der Luft. Jeder weiß es, und Keiner kann es nennen.

Man sieht fremde Gesichter. Die polnischen Gutsbesitzer fahren hin und her. Der kauft ein Pferd, Jener Pulver. Nachts sieht man einen Feuerstreif am

Himmel. Die Bauern stehen zusammen vor der Schenke und sagen: Das ist Krieg, oder die Cholera, oder die Revolution!

Es kommt über einen wie Kummer. Man spürt auf einmal, daß man ein Vaterland hat, das seine Grenzpfähle tief hineingesenkt in slavische, deutsche und andere Erde. Was wollen die Polaken? denkt man und sorgt um den Adler vor dem Kreisamte, und sorgt um seine Scheune. Man geht Nachts um sein Haus ob sie einem kein Feuer angelegt haben.

Man will sich aussprechen.

Mit wem? — Mit seinem Weibe. Ha! ha! ha Heult richtig das Pfand der Liebe, weil ihm eine Fliege auf der Nase sitzt.

Am Horizont ist eine Feuerröthe. Ein Bauer reitet vorbei, schreit: „Revolution!" in den Hof und treibt sein mageres Pferd an.

Im Dorfe läuten sie Sturm.

Ein Bauer nagelt seine Sense gerade, zwei kommen, die Dreschflegel auf der Schulter.

Andere treten in den Hof.

Herr! Sehen wir uns vor — die Polen kommen! Ich lade meine Pistolen, laß' den Säbel schleifen.

Mein Weib, gieb mir ein Band auf die Mütze, einen Fetzen meinetwegen! — Ha! ha! ha! Glauben Sie? — Mach fort! heißt es. Mir weint, mir stirbt mein Kind! Reit in das Dorf, verbiet mir gleich das Läuten! Mach fort! — Oho! Jetzt ist das anders,

ich lasse Sturm läuten in allen Dörfern, der Balg soll heulen, weißt du — das Land ist in Gefahr!

Endlich ist sie einmal bei mir. Wir sitzen so auf dem Divan, ich den Arm um sie. Da horcht sie, ob sich das Kind nicht regt. Was hast du gesagt? fragt sie nach einer Weile. Nichts! sag' ich, Nichts! aber mein Herz thut mir weh, ich versichre!

Wo ist deine Kazabaika, Nikolaja! — Ach, bedenke doch, im Haus, beim Kinde! — Ja freilich! Da wird das Haar nur so zusammengekämmt, da nimmt man das erste, beste Kleid. Wer wird sich für das Haus anziehen! Freilich! — Oft erkenne ich das hübsche Gesicht nicht mehr! Aber das Kind — verstehen Sie. — Wenn ich mich aufputze, erkennt mich mein Kind nicht. Du wirst doch einsehen? — Freilich, ich sehe Alles ein, Alles! — Aber wenn Gäste da sind, wissen Sie, da kann das Kind schreien!

Da läuft sie einen Augenblick hinein, schenkt dann den Thee ein, lacht und plaudert, denn was thut man nicht bei uns für Gäste?

Oho! Da ist auch wieder einmal die saftgrüne Jacke mit sibirischen Eichhörnchen ausgeschlagen. Ich muß mich doch anziehen für die Gäste. — Sehen Sie!

Da gehe ich einmal nach langer Zeit auf die Bärenjagd.

Mein Weib wiegt das Kind, und wenn ich sie küsse, sagt sie: Geh fort! Du weckst das Kind! — Was mache ich? Ich gehe also.

Mein Heger hat den Bären gesehen — aber da hätt' ich Ihnen beinahe wieder so eine Anekdote erzählt. Also gut! Wir waren in Gefahr, der Heger und ich. Ein Bauer lief voraus.

Ein Tumult im Hause, sag' ich Ihnen, wir kommen an — mein Weib hängt an meinem Hals.

Sie bringt mir mein Kind.

Das Blut, wissen Sie, rinnt mir vom Kopfe. — Das Kind schreit. — Geh fort!

Er zuckte verächtlich die Achsel.

Es war nicht der Rede werth, das bischen Blut und die Thränen des armen kleinen Kindes, aber — auch war ja die Gefahr für mich vorüber — die Frauen sind sehr praktisch. — Gut, ich wasche mir das Blut herab. Der Heger, ein alter Soldat, verbindet mich. Aber was glauben Sie, das Pfand der Liebe schreit wieder über mein weißes Tuch. Geh fort, fort! Das Kind bekommt Krämpfe, fort. — Freilich, was ist da zu machen? Man wirft sich auf sein Bett und liegt da allein, wie vordem, eh' man ein Weib gekannt.

Der Teufel hol' das Pfand der Liebe! — Gott verzeih' mir die Sünde.

Er machte das Kreuz, spuckte trotzig aus und fuhr fort.

Das Bärenfell breite ich meiner Frau vor das Bett. Was glauben Sie? Sie schreit auf. Geh mir mit dem Fell, es erinnert mich an die Angst meines Kindes. Bedenken Sie, nicht an mein Blut, an die

Gefahr! O, die Frauen sind praktisch, verflucht praktisch!

Erlauben Sie, sprach ich, haben Sie Ihrer Frau gesagt —

Verzeihen Sie, unterbrach er mich beinahe heftig, seine Nasenflügel flogen auf und ab.

Ich sagte ihr — o! — Wissen Sie, was sie zur Antwort gab?

Gut, wozu dann die Kinder?

Denken Sie, sie wäre im Stande gewesen — man ist der Sclave so eines Weibes. Will man ihr gleich untreu werden? — Nein. — Oder ein Mönch? Auch nicht. Was bleibt, als sich treten lassen.

O, es gab eine Zeit, wo ich mein Kind, — verstehen Sie mich — z. B. so eine Scene.

Ich rauche früh meine Pfeife, eine lange türkische, wie die da, mit einem durchbrochenen Drahtdeckel. Das schreit natürlich gleich nach dem Feuer.

Ich laß' es schreien. Meine Frau fiebert schon. So gieb ihm doch — sie meint den Bernstein — ich aber halte ihm so die rothe glühende Pfeife hin.

Das greift sie und schreit und weint.

Jesus Maria, das arme Kind! Ich aber wünsche meiner Frau eine gute Unterhaltung, geh' mit der Büchse auf das Feld und kann mich zu Tode lachen, daß die zurückbleibt bei dem weinenden Kinde mit den verbrannten Fingern.

Damals war mein Gemüth nicht mehr so — ach

was! Es geht bereits so! Man thut, was man kann. Aber — belieben Sie selbst nachzudenken.

Z. B. ist Ihnen je eine Uhr plötzlich stehen geblieben? Eine Wanduhr? Na, gewiß! Aber sind Sie ungeduldig?

Manchmal.

Gut, Sie sind also ungeduldig. Die Uhr soll gehen, im Moment. Geben so allenfalls dem Pendel einen Stoß. Richtig, sie geht. Ja wie lange? — Da steht sie wieder. — Noch einmal. — Noch einmal. Steht wieder. Na, wird man ungeduldig. Stoßt nur in sie. Gut — jetzt bleibt sie ganz stehen.

So geht es einem, wenn man sein Herz in Ordnung bringen will, gerade so.

Anfangs, verstehen Sie, Bruder, wollte ich mich nur zerstreuen.

Da herum lagen die Husaren.

Machte ich also Bekanntschaft mit den Offizieren. Waren Ihnen das Leute! Der Banay z. B., kennen Sie ihn nicht?

Nein.

Oder den Baron Pát? Auch nicht? Aber den Nemethy mit dem spitzen Schnurrbart haben Sie gewiß gekannt?

Einmal fuhren wir zu Dem, dann zu Jenem.

Bei mir waren sie beinahe täglich. Da rauchten wir, tranken unseren Tschai, Einer erzählte was; zuletzt spielten wir auch.

Gingen auch viel zusammen auf die Jagd. Ich lernte damals die Schnepfen schießen.

Also meine Frau merkte das. Kam zu mir, setzte sich, war stille, endlich Vorwürfe. Ich sage nur: Meine Liebe, was hab' ich denn zu Hause? — Uebrigens schreit dein Kind. — Das nächste Mal kommt meine Nikolaja in saftgrüner Kazabaika mit silbergrauem Eichhörnchenpelz, eine stolze Frisur, setzt sich mitten unter die Husaren.

Ich lache; Die will mich eifersüchtig machen, dreht sich, schwatzt und girrt. Mich sieht sie gar nicht an. Meine Husaren, wissen Sie — erstens hatten sie Ehre im Leibe, Nichts zu sagen; dann hatte keiner Lust — wofür denn auch? — Den Tod oder doch die Gefahr ein Krüppel zu werden — wozu? Wenn man nicht ein Weib so liebt, daß es Alles eins, so oder so.

Aber Die necken mich. Was sagst du dazu, Bruder, deine Frau läßt sich von uns den Hof machen? — Macht ihr nur tüchtig den Hof. Hab' ich Recht?

Damals kam aber auch gleich ein Anderer ins Haus — der — Sie kennen ihn nicht.

Er war mir gleich unausstehlich. So blond, wissen Sie, sehr weiß; ein Gutsbesitzer. Ließ sich von seinem Kammerdiener täglich die Haare verbrennen, las den Igor vor, den Puschkin, machte gleich die Action dazu, ein ganzer Komödiant, sag' ich Ihnen.

Also der — der gefiel mir nicht; aber meiner Frau gefiel er.

Seine Stimme war heiser geworden. Je mehr er in Leidenschaft gerieth, um so mehr unterdrückte er seinen Ton; er kam so gepreßt, tief aus der Brust.

Aber das kommt später.

Es war damals ein lustiges Leben.

Im Winter kamen auch die Gutsbesitzer aus der Gegend mit ihren Frauen. Da gab es Tanz, Maskeraden, Schlittenfahrten, Alles, Alles!

Auch meine Frau war lustig.

Dann im Sommer ein zweites Kind. Auch ein Knabe. Beides Knaben. So war das Einvernehmen etwas hergestellt.

Ich sagte Nikolaja einmal — ich saß an ihrem Bett und deckte sie zu, wenn sie sich herumwarf: Ich bitte dich, erbarme dich meiner, nimm eine Amme zu dem Kind. — Sie schüttelte nur den Kopf. Was mach' ich? Mir kommen die Thränen, und ich gehe hinaus. Es war Alles vergebens.

Nikolaja beschäftigte sich beinahe ein ganzes Jahr wieder nur mit dem Kinde. Wir sprachen selten.

So kam es denn, wenn ich was erzählen wollte, daß ich weit ausholen mußte und meine Frau begann sich mit mir zu langweilen. Da gähnte sie einmal über das andere, die Augen gingen ihr über. Dann war es auffallend, wie leicht wir in Streit geriethen. Sie wollte immer Recht haben.

Wenn ich Eines von den Dienstleuten bevorzugte, gleich war es aus dem Dienste gejagt. Natürlich eine

Scene. Oder ich finde, ihr läßt das blaue Tuch gut. Richtig! Den nächsten Sonntag geht die Beschließerin damit in die Kirche.

Und immer vor Fremden, das ist so unangenehm. Man will doch seiner Frau nicht Unrecht geben, und wieder — man ist doch ein Mann. Und wenn sie immer Partei nimmt für Andere. Immer habe ich Unrecht und der Andere hat Recht. Was sagen Sie etwa dazu?

Nachdem er heftig zur Seite gespuckt:

Oder gar — ich stelle ihr vor — Liebe Nikolaja, thu mir das nicht, erbarme dich. — Richtig, schweigt sie das nächste Mal. — Und Sie, Gnädige, was sagen Sie? — Ich sage, was mein Mann sagt. O, tatarische Bosheit!

Sie muß sich zwingen, verstehen Sie, mit mir Einer Meinung zu sein. Wenn ich so daran denke, ich begreife nicht, daß ich noch lebe!

Plötzlich verlor ich eine große Summe. Wir spielten hoch, wissen Sie, und ich hatte natürlich Unglück — im Spiele. Einmal verlor ich Ihnen mein ganzes baares Geld, Pferde, Wagen.

Jetzt lachte er herzlich darüber.

Gut. Ich nahm mich beim Kopfe und sagte: Das hast du schlecht gemacht. Zog mich auf eine ehrenvolle Art zurück. Freunde, Nachbarn blieben aus.

Nur er kam.

Mich kümmerte es zwar weiter nicht, wissen Sie.

Ich begann damals selbst zu wirthschaften, hatte mitunter Glück, und wenn man gleichsam so unter der Hand wachsen sieht, was man eben selbst säet, so zieht das in einer Weise an; und endlich ist die Landwirthschaft auch ein Spiel. Man macht seinen Plan, wie beim Spiel, man muß ihn jeden Augenblick nach den Umständen zu verändern wissen, und der Zufall spielt auch seine Rolle. Gewitter, Hagel, Frost, Dürre, Krankheit, Heuschrecken.

Wenn ich zum Thee komme, meine Pfeife stopfe, fällt mir ein, das Pferd will beschlagen sein, oder ich soll im Obstgarten nachsehen, ob mein Obsthüter stärker ist oder mein Branntwein. Nehme die Mütze, gehe wieder fort, und es fällt mir gar nicht mehr ein, daß meine Frau bei den Kindern sitzt.

Man spricht schon so davon: das ist auch eine Ehe, wie alle anderen sind. Selbst der hochwürdige Herr Maziek kam mit großer Salbung! Sein Gesicht, sein Haar glänzten nur; dann auch sein Rockkragen. Sogar auf Stiefel und Ellbogen erstreckte sich die Salbung. Er glänzte wie ein Cherub, hob seinen gelben Rohrstock wie einen Schäferstab über mich und noch etwas höher seine Stimme. Aber, Hochwürden, wenn wir uns etwa nicht mehr lieben, ich und meine Frau? — Oho! Fegefeuer! Das ist es ja eben! — und lachte, daß ihm der hochwürdige Bauch und die salbungsvollen Wangen wackelten. Oho! Fegefeuer! Das ist ja eben die christliche Ehe.

Aber, Hochwürden, Herr Wohlthäter, sollen wir so leben? Das geht doch nicht.

Oho! Fegefeuer! Freilich, das geht nicht. Wofür wäre denn die Kirche da? Wissen Sie, verehrter, verirrter Freund, was das ist, Christenthum?

Allenfalls, wenn Sie so mit einem Frauenzimmer sich erlustigen, ohne sie zu lieben — was wird man sagen? — Der Wüstling! — In der christlichen Ehe versteht sich das von selbst.

Allenfalls, wenn Sie so ein Frauenzimmer zahlen oder geben ihr was, ein Tuch, was weiß ich, da spuckt Jeder aus. Die Dirne da verkauft sich. — In der christlichen Ehe, mein verirrter Freund, versteht sich das von selbst.

Wovon spricht denn so die brave, christliche Ehefrau? Etwa von solchen Lüsten? Fegefeuer! Von ihrer Morgengabe spricht sie, und wie der brave, christliche Ehegatte sie kleidet und nährt. Hab' ich Recht?

Liebe? — Da heißt es: Sorge für dein Weib, ernähre deine Kinder. Basta! Das ist eine christliche Ehe. Fegefeuer! Das will ich meinen.

Heirathet man der Liebe wegen, frage ich, oder des priesterlichen Segens wegen? Nun? Wenn man der Liebe wegen heirathen würde, brauchte man den priesterlichen Segen gar nicht. Ergo! Das will ich meinen. — So der Pfarrer.

Es wird mir immer einsamer zu Hause, es treibt mich fort. Nun bleibe ich auf dem Felde draußen,

wenn geschnitten wird, setze mich, wenn so die Garben stehen, wie in ein Zelt, rauche und höre den Leuten zu, wie sie singen. Gehe in den Wald, wenn Holz geschlagen wird, und schieße ein Eichkatzel. Kein Markt im ganzen Kreise, den ich nicht besuchen würde. Auch nach Lemberg fahre ich oft, besonders zur Zeit der Contracte. Bleibe Wochen vom Hause.

Es versteht sich endlich von selbst, daß wir — wissen Sie — kurz, daß wir so eine christliche Ehe führen. Meinem Nachbar leuchtet das allerdings nicht ein. Der meint, man könne täglich sein Herz brennen lassen, wie seine Haare, der sitzt richtig den halben Tag bei meiner Frau, besonders, wenn ich nicht daheim bin. Wenn ich auf den Jahrmarkt fahre oder nur auf die Jagd — gleich ist er da.

Ist mein Freund — er pflegte mich so zu nennen, also bleiben wir dabei — ist mein Freund nicht zu Hause? — Nein! — Das thut mir doch sehr leid. — Merken Sie — der Iltis — und setzt sich nieder und declamirt den Puschkin. Im Gespräche dann: Aber er ist doch nie zu Hause. Hm! — Nie! — Schüttelt nur den Kopf, und die Frau — o Gott, Sie wissen ja — die lamentirt ihm nach; so Anspielungen, und er schüttelt immer nur den Kopf und zieht theilnehmend die Luft durch die Nase. Spricht so im Allgemeinen von den Männern, so belehrend und unterhaltend, wissen Sie, traut sich aber nicht, dabei entschlossen auszuspucken, sondern hüstelt nur etwas in sein Tuch.

Mir, verstehen Sie, macht er eine ganze Scene, daß ich meine Frau vernachlässige, und was für eine Frau! Eine schöne Frau, eine Frau, die so ein Gemüth hat, pures Gemüth, und eine geistvolle Frau, die den Puschkin lies't, wie ein Gebetbuch.

Das ist leicht zu sagen. Du hast sie beim Samowar, Freund, im Eichhörnchenpelz und lebhaft wie ein Eichkatzel, und ich — ah! lassen wir das gehen.

Sie läßt sich von ihm also ganze Bücher vorlesen, bekommt dadurch so Ideen und seufzt, wenn von mir die Rede ist.

Und was ist denn eigentlich? Was haben wir uns etwa gethan? — Wir verstehen uns nicht, sagt sie, wissen Sie, wörtlich aus einem deutschen Buch, wörtlich, sag' ich Ihnen, da haben Sie diese Ideen.

Einmal Nachts komme ich auf diese Weise zu Hause, von einer Licitation von Dobromil, wissen Sie.

Meine Frau sitzt auf dem Divan, den einen Fuß oben und hält das Bein mit den Händen, so verloren vor sich hin.

Mein Freund war eben da. — Meine Frau hat ihren Eichhörnchenpelz, und dann — rieche ich ihn. Einen Augenblick möchte ich mich ärgern, aber ich lasse es bleiben. Meine Frau gefällt mir so, ich küsse ihr die Hände und streiche den Pelz an ihrer Jacke. Auf einmal sieht sie mich an, so ein Blick — so fremd, ich staune nur.

Das kann nicht so bleiben, sagte sie ganz plötzlich.

Ihre Stimme war ganz heiser. Dann zwang sie sich, laut zu sprechen. — Was ist dir nur? — Du kommst nur noch in der Nacht zu mir, schreit sie auf, einer Maitresse macht man doch den Hof, und — ich — ich — ich will Liebe! — Liebe? lieb' ich dich denn nicht? — Nein! — Setzt sich zu Pferde und jagt davon.

Ich suche sie die ganze Nacht, den ganzen Tag.

Wie ich am Abend zurückkehre, steht ihr Bett bei den Kindern, und ich schlafe allein.

Ich hätte sollen auftreten, das ist wahr — aber — da war ich zu stolz, da dachte ich, es wird sich schon geben — dann unsere Frauen! Ja, da war ein deutscher Canzlist beim Kreisamte. Seine Frau läßt sich Liebesbriefe schreiben von einem Rittmeister. Was hast du da, meine Liebe? Nimmt ihr den Brief aus der Hand, lies't ihn und prügelt auch schon zugleich seine Frau. Prügelt sie fort, was sag' ich? — Prügelt sie so lange, bis sie ihn wieder liebt. Das war eine glückliche Ehe.

Aber ich! — Ich war ein Sclave. Wäre ich nur damals gleich aufgetreten. Aber jetzt ist Alles Fisch.

Wir sagten uns also jetzt: Guten Morgen und: Gute Nacht. Das war Alles. Gute Nacht. Das waren Ihnen Nächte. Ich hätte mich täglich können heilig sprechen lassen.

Damals begann ich wieder auf die Jagd zu gehen, Ich war ganze Tage im Walde.

Es war damals ein Heger; er hieß Irena Wolk,

ein seltsamer Mensch. Er liebte alles Lebendige. Er zitterte nur so, wenn er ein Thier entdeckte, und tödtete doch ein jedes.

Dann hielt er es etwa in der Hand, sah es an und sagte mit einer Stimme, die so traurig war: Ihm ist wohl! Ihm ist wohl!

Er hielt das Leben für eine Art Unglück. Ich weiß nicht, ein seltsamer Mensch. Aber ich erzähle Ihnen ein anderes Mal von ihm. — Da nahm ich in meine Torba etwa ein Stück Brod und Käse, füllte meine Jagdflasche mit Branntwein und ging so fort.

Dann legten wir uns wohl am Waldrand nieder. Irena ging auf das Feld, grub Erdäpfel aus, machte ein Feuer und briet sie in der Asche. Man ißt so, was man hat.

Wenn man so im stillen, schwarzen Hochwald streift, dem Wolf, dem Bären begegnet, den Adler brüten sieht, die feuchte, schwere, kühle Waldluft athmet, in der so der herbe Duft schwimmt, auf einem abgehauenen Baume Tisch hält, in der Berghöhle schläft, im schwarzen See badet, der keinen Grund hat, keine Wellen schlägt und dessen glatte, nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das Licht des Mondes verschlingt — da hat man keine Gefühle mehr, da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb.

Die Sonne geht unter. Irena sucht Schwämme. Da sitzt ein Bauerweib auf der Erde.

Der matte blaue Rock deckt nicht die kleinen staubigen Füße, das schmutzige Hemd fällt halb von den Schultern.

Um sie duftet es von Thymian; sie hat den Kopf in beiden Händen auf die Knie gestützt und starrt so vor sich. Ein Leuchtkäfer hat sich in ihr dunkles Haar gesetzt; das fließt nur ungekämmt aus dem rothen Kopftuch über den Rücken.

Ihr Gesicht hebt sich von der Seite vom rothen Abendhimmel beinah dunkel ab, scharf, wie ausgeschnitten. Ihre Nase ist schwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich sie anrufe, stößt sie auch einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen zischen gegen mich auf, ihre Blicke schwimmen einen Augenblick wie Naphtaflammen über ihren Augen.

Ihr Schrei tönt fort — die steile Felswand giebt ihn zurück, der dichte Wald noch einmal, noch einmal das ferne Gebirge. —

Ich bin beinah erschrocken vor dem Weibe.

Sie bückt sich und pflückt Thymian und zerrt das rothe Kopftuch über das rothbegossene Gesicht.

Was ist dir? frage ich.

Sie antwortet nicht, sondern gießt die melancholischen Töne einer Doma wie Thränen in die Luft.

Was fehlt dir? sag' ich. Hast du einen Schmerz, eine Trauer? — Sie schweigt. — Nun, was hast du? Sie sieht mir ins Gesicht, lacht und läßt wieder die

langen Wimpern wie dunkle Schleier über ihre Augen herabfallen.

Nun, was fehlt dir? — Ein Schafspelz, sagt sie leise. — Ich lache. Warte, vom Jahrmarkt bringe ich dir einen. Sie verbirgt ihr Gesicht. — Aber das giebt einen schlechten Geruch. So ein neuer Schafspelz! Weißt du was, ich geb' dir lieber eine Sukmana, was meinst du, mit Kaninchen, mit schwarzen — oder mit weißen, milchweißen.

Sie sah mich erstaunt an, nicht eben ernsthaft, zog etwas die Augen zusammen, und ihre Lippen tanzten so um die großen, weißen Zähne. Dann floß es langsam von den Mundwinkeln über die Wangen, und das Lachen der Spitzbübin zuckt plötzlich über das ganze Gesicht.

Nun, was lachst du?

Nichts.

Nun sag, willst du die Sukmana — nicht? — Wie wäre die mit Kaninchen, mit milchweißen Kaninchen?

Plötzlich steht sie auf, richtet ihren Rock. Nein! sagt sie. Wenn Sie mir eine geben wollen, soll sie mit silbernem Pelz sein.

Mit silbernem, wie?

Nun, wie die gnädigen Frauen ihn tragen.

Ich sah sie an.

Die Selbstsucht lag sonnig auf ihrem Gesichte, wie Unschuld. Sie küßte ihre Seele, ihre Begierden so ge-

dankenlos, wie sie ein Heiligenbild küßte — da war einmal kein Princip oder etwa eine Idee! Oder sonst! Sie hatte die Moral eines Habichts und die Gesetze des Waldes. Christenthum hatte sie nicht mehr als eine junge Katze, welche manchmal mit der Pfote kreuzweis über die Nase fährt.

Ich brachte ihr richtig die Sukmana aus Lemberg, und — Sie werden mich auslachen — ich verliebe mich in das Weib.

Das war so ein Roman; man findet nicht seinesgleichen.

Wie der erste Schuß fiel — war sie da.

Ich kämmte ihr das Haar jetzt mit meinen Fingern und wusch ihr die Füße an dem Waldbach, sie aber spritzte mir das Wasser ins Gesicht.

Es war ein seltsames Geschöpf.

Ihre Koketterie hatte etwas Grausames. Sie quälte mich in tiefster Demuth, wie mich nie der Uebermuth einer Dame gequält hat.

Aber erbarmen Sie sich, Herr! Gnädiger! Was soll ich mit Ihnen anfangen? Und sie konnte endlich mit mir anfangen, was sie wollte.

Wir schwiegen Beide einige Zeit.

Die Bauern, der Kirchensänger hatten die Schenke verlassen. Der Jude hatte seine Gebetriemen umgeschnallt und war damit eingeschlafen. Er sang im Traume leise dazu durch die Nase und nickte dazu im Takte mit dem Kopfe.

Sein Weib saß an dem Schenktisch. Der Kopf war in die Hände gesunken, die kleinen Finger hatte sie zwischen die Zähne gesteckt, die schläfrigen Augen waren halb geschlossen, aber ihr Blick hing unverwandt an dem Fremden.

Der legte seine Pfeife weg, machte sich Luft.

Soll ich Ihnen die Scene erzählen mit meiner Frau? — — Sie erlassen es mir. Meine Frau kränkelte einige Zeit. Ich blieb zu Hause, las. Einmal ging sie durch das Zimmer und sagte leise: Gute Nacht. Ich stand auf, da war sie auch wieder fort — ihre Thüre fiel ins Schloß. Es war vorbei.

Zu jener Zeit hatte ich einen Prozeß mit der Herrschaft von Osnowian.

Ehe du das Gericht vorspannst und den Advocaten kutschiren läßt, dachte ich, spannst du deine Pferde ein und fährst selbst hin. Wen finde ich? Eine geschiedene Frau, die auf ihrem Gute lebt, weil sie die große Welt anekelt; eine moderne Philosophin.

Sie nannte sich Satana und war ein allerliebstes kleines Teufelchen. Sie sprang nur gleich bei jedem Worte und hatte Augen wie Irrlichter.

Ich verlor natürlich den Prozeß, aber gewann dafür ihr Herz, ihre Küsse.

Ich liebte meine Frau noch immer.

Meine Frau indeß fieberte von Haß und Liebe gegen mich. Ihr Herz war wie eine jener Blumen, welche nur im Schatten blühen; es überquoll jetzt von

wilder Zärtlichkeit. Sie war erfinderisch, sich dadurch zu verrathen, daß sie sich zu sehr verbergen wollte. Sie legte mir eines Tages einen Brief auf den Tisch, welchen der Kosak meiner Geliebten gebracht hatte, und lachte auf — aber ihr Lachen brach so mitten entzwei, das war beinah häßlich.

Aus zuviel Liebe wendete ich mich von ihr, und sie seufzte nach Rache aus leidenschaftlicher, verschmähter Liebe.

Wenn sie ging, so war es mit einer Hast. Sie schrie aus dem Traume, sie schlug die Dienstleute, die Kinder.

Auf einmal war sie verändert.

Sie schien gefaßt, befriedigt. Ihr Auge ruhte so eigenthümlich gesättigt auf mir, und doch zuckte es wie Schmerz durch ihr stolzes Lachen.

Mein Heger kam.

Der Herr geht gar nicht mehr in den Wald. Ich kenne einen Fuchs über der Moosrinne und tüchtige Schnepfen — diese schoß ich nämlich besonders gern — und sie — sie wartet bei dem Steine. Thun Sie dem armen Weib die Gnade.

Ich nehme die Flinte und gehe mit ihm bis an den letzten Zaun des Dorfes.

Dort faßt mich eine namenlose Angst; ich lasse meinen Heger und laufe beinahe nach Hause.

Ich schäme mich fast — gehe leise auf den Fußspitzen — da hör' ich —

Er strich mehrmals die Haare aus der Stirn.

Es ist nicht zu erzählen. — Ich reiße die Thür auf, und meine Frau liegt — Ich störe vielleicht, sage ich und schließe wieder die Thüre.

Was thu' ich?

Es ist einmal so bei uns. Der Deutsche freilich behandelt die Frau wie eine Unterthanin, wir aber unterhandeln mit ihr auf gleichem Fuße, wie ein Monarch mit dem andern.

Wir denken nicht: Du kannst thun was du willst, die Frau muß zufrieden sein. Bei uns hat der Gatte kein Privilegium, wir haben für Mann und Weib nur Ein Recht.

Thust du mit jeder Schenkdirne schön, so mußt du dulden, daß deine Frau sich von Jedem Artigkeiten sagen läßt.

Liegst du in den Armen einer Fremden, dann schweige nur, wenn dein Weib einen Andern umarmt.

Hatt' ich also ein Recht?

Nein, ich hatte es nicht.

Ich trat also zurück und ging vor der Thür meiner Frau auf und ab.

Ich fühlte eigentlich gar Nichts, es war Alles starr, still, ganz still!

Ich sagte mir immer: Hast du nicht dasselbe gethan? Du hast kein Recht, du hast kein Recht.

Jetzt kommt er heraus.

Ich sage: Mein Freund, ich habe euch nicht stören

wollen, aber weißt du nicht, daß das mein Haus ist? Er zitterte, auch seine Stimme zitterte. Thu mit mir, was du willst, sagte er.

Was soll ich mit dir thun? — Aber hast du so eine Idee von Ehre? — Wir müssen also ein paar Kugeln wechseln. Ich leuchtete ihm noch die Treppe hinab. Dann ritt ich zu Leon Bodoschkan; er sollte mir Zeuge sein.

Er lächelte trüb. Es ist eigentlich eine Dummheit, sagte er, aber bis morgen früh soll Alles in Ordnung sein — thu mir nur die Liebe, und lies mir heute Nacht diese Blätter da. Damit gab er mir diese Papiere. Sehen Sie, und ich trage sie seitdem immer bei mir. Merkwürdiger Mensch das!

Ich las sie also.

Eigentlich wozu?

Ich forderte den Liebhaber meiner Frau, aber eigentlich hatte es Nichts zu bedeuten.

Ich war im Unrecht, ich wußte es also, aber die Ehre — nun, Sie wissen. Aber es hatte Alles Nichts zu bedeuten.

Ich wußte, daß er nicht treffen würde. Er konnte auf funfzehn Schritt einen Heuschober nicht von einem Spatzen unterscheiden — und ich — nun, ich schieße gut.

Ich konnte Rache nehmen. Ich konnte ihn tödten, Niemand hätte ein Wort gesagt — aber ich hatte kein Recht und schoß vorbei. Denn ich war, wie gesagt, ebenso schuldig, als er oder mein Weib.

Damals dachte ich daran, mich von meiner Frau zu trennen. Aber die Kinder! Das ist es. Das schmiedet paarweise uns zusammen für die Ewigkeit und treibt uns fort im Sturmwind, wie in der Hölle Dante's die Verdammten.

Nun, so blieben wir denn zusammen.

Er betrat mein Haus nicht mehr, aber sie sahen sich bei einer Freundin; es giebt so gute Seelen in der Welt, und ich schoß wieder meine Schnepfen.

Ich begann die Frauen jetzt anzusehen wie eine Art Wild, dessen Jagd beschwerlicher, aber auch lohnender ist.

Wissen Sie, wie man die Schnepfen schießt? — Nicht? — Man muß also wissen, wie fliegt der Schnepf?

Er fliegt auf, macht drei Stöße wie ein Irrlicht: Zick! Zack! Dann vorne aus.

Das ist der Augenblick. Da halte ich gerade hin und der Schnepf ist mein.

So etwa auch die Frauen.

Wenn man gleich losdrückt — aus ist es. Hat man aber einmal das Tempo, bekommt man Jede.

Zu Hause war Frieden.

Die Kinder liefen schon herum, und denken Sie — jetzt hatte ich sie lieb. Ich liebte sie, weil meine Frau sie liebte.

Oft dachte ich, unsere Liebe ist da lebendig geworden, und läuft herum und spielt und lacht — und es wurde mir seltsam zu Muthe.

Dann kam es wieder über mich wie Bosheit. Ich verlangte, daß die Kinder mich lieber haben sollten, als die Mutter, daß sie mich allein lieben sollten.

Da nahm ich sie zum Kamin, ließ sie auf meinen Knieen reiten, erzählte ihnen Märchen, sang ihnen Lieder, die das Volk singt, erzählte ihnen Anekdoten, wie etwa ein Jäger erzählt. Und das war wirklich merkwürdig. Ich hatte nämlich — allerdings — Sie wissen ja — ich hatte noch ein Kind bekommen, es war das Kind eines fremden Mannes. Ein Mädchen, Sie glauben nicht, wie ähnlich meiner Frau, ganz sie.

Man sagt gewöhnlich, die Mädchen sehen dem Vater gleich, die Söhne der Mutter. Ich habe es nicht erlebt. Der eine ist der Großvater, den andern weiß ich gar nicht, wo ich ihn hinthun soll; den hat meine Frau aus einem Roman. Keiner meiner Söhne hat etwas von der Mutter; aber das — fremde Kind, das Mädchen.

War es, daß sie damals nur an sich und ihre Rache dachte?

Also das Kind hängt sich an mich mit einer Liebe und wußte doch, daß es mir verhaßt war.

Wenn ich erzählte, bat es leise und setzte sich dann auf ein Schemelchen in die dunkle Ecke, hörte zu und seine Augen leuchteten.

Ich schrie es oft an, daß es zitterte. Wenn ich fortging, stand es in der Ferne und sah mir nach. Wenn ich kam, lief es mir entgegen und erschrak dann

über sich selbst. Einmal sagte der Bub: Der Bär wird den Vater noch umbringen. — Da sprang es auf und hatte die Augen voll dicker Thränen.

Es war mir, als wäre das meine Frau, die sich angstvoll an mich drängte, die mich um Verzeihung flehte und um mich weinte.

Einmal sagte ich zu dem Kinde: Komm doch zu mir. Da ward es purpurroth und lief davon.

Langsam wurden wir die besten Freunde.

Keiner meiner Buben war so wie ich.

Möchtest du Füchse schießen? Ja, sagt der Bub, wenn es nicht so knallen möchte.

Wenn ich so erzählte von einem Bären: Nun, er kam auf mich zu. Was glaubst du, was ich that? Sagt der Bub: Du bist fortgelaufen. Das Mädchen aber lacht nur.

Oft nahm sie ein Wolfsfell und schreckte die Beiden, die sich unter den Rock der Mutter versteckten. Kennt ihr denn die Schwester nicht? — Mutter, sagten sie, sie ist dann ein wirklicher Wolf; ihre Augen funkeln so und sie heult, daß es ein Vergnügen ist.

War ich fort vom Hause, trieb das Kind unruhig im ganzen Hause herum. Wenn der Vater nur nicht umwirft. — Wie soll er umwerfen? — O, ich kenne die Walachen, die braunen; es sind wilde Thiere. Oder wenn der Bär —

Der Vater schießt ihn gerade auf den weißen

Brustfleck, sagt mein Bub ganz sachverständig. — Wenn er ihn nicht trifft! — Ah, er wird ihn schon treffen.

Wie das Mädchen größer wird, wirft es sich auf die Erde und wälzt sich und weint.

So nahm ich sie endlich mit.

Ich hatte das kleine Gewehr — meine Frau hatte damit geschossen — kaufte ihr eine Jagdtasche, nahm sie mit.

Das Mädchen hatte Ihnen Muth, Muth wie ein Mann. Nein, wie kein Mann! Wie soll ich Ihnen das erklären.

Wie es so durch das Dickicht brach, sag' ich: Nun, wenn es uns schlecht geht? — Sie lachte nur. — Ich bin ja bei dir. Sie fürchtete nur um mich.

Im Hause fieberte sie vor Angst; vor dem Wolf war sie ruhig, wie vor einer Henne, sag' ich Ihnen. Und wie wir uns verstanden. Ich brauchte beinah nicht zu sprechen. Sie verstand mein Auge, jeden Zug, jede Bewegung.

Und doch sprachen wir so gern.

Wenn das Wild dalag, Irena dabei kniete, es ausweidete, dann saßen wir zusammen, und die Welt war uns ein Bilderbuch, das ich meinem Kinde zeigte — und es war doch nicht mein Kind! Aber es war doch mein Kind, und ich hatte es lieb.

Auch meine Frau liebte das Kind leidenschaftlich, und je mehr es sich an mich hängte, desto leidenschaftlicher.

Wenn ich das Kind mitnahm, kniete sie nieder, küßte es und sagte leise: Bleib bei mir. Aber es schüttelte den Kopf. Ich lachte, und weit weg vom Hause, im tiefen Walde, erinnerte ich mich noch, und freute mich, wenn das Kind bei mir war und die Mutter im Hause fast verging vor Angst.

Wenn meine Frau dem Mädchen etwas zu nähen gab, that es nur so, legte die Arbeit plötzlich weg und lief fort — mein Gewehr zu putzen.

Oder die Frau sagte ihr etwas. Das Kind sah auf mich und rührte sich nicht.

Einmal schreit meine Frau auf: Er ist nicht dein Vater. Dann bist du nicht meine Mutter, sagt das Kind ruhig. Sie wird bleich, schweigt fortan und weint nur manchmal. So ein Unsinn! Wer wird da Thränen vergießen? Die Welt ist so lustig!

Er stürzte das letzte Glas Tokai hinab.

Lustig! — Da sagt — der — der — er fuhr über die Stirn — richtig, der Karamsin, der große Karamsin — er ist eigentlich ein Großrusse — aber das thut Nichts — der große Karamsin! — Wie sagt er denn nur? Wissen Sie das nicht?

Er griff in sein Haar, als wollte er in seinem Kopfe wühlen.

Richtig! Richtig!

Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb' ist sterblich! Ganz vergebens
Hoffst du, daß die Liebe währt.

Bist du treu, sie lachen deiner,
Aendern wie die Moden sich;
Aenderst du dich, keift gemeiner,
Eifersücht'ger Neid um dich.

Drum vermeide Hymen's Falle,
Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!

So ist es:

Hoffe nie: ein Weib sei dein!
Aber lieb' und täusche alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein!

Da könnte ich Ihnen allenfalls jetzt meine Abenteuer erzählen.

Abenteuer, Abenteuer, sag' ich Ihnen. Abenteuer wie — was gleich?

Da habe ich jetzt z. B. ein Verhältniß mit einer jungen Frau. Was die verliebt ist! Eine Dame, eine ganze Dame.

Aber mir thut der Kopf etwas weh. —

Ich habe noch eine Geliebte jetzt. Sie ist das Weib eines Räubers. Ihr Mann ist gehenkt worden, sie selbst — was weiß ich? Was kümmert mich das? — Sie kann nicht einmal lesen. Wir reden auch nicht viel zusammen, aber lieben uns — wie die Wölfe.

Und wie ist Ihr Verhältniß zu Ihrer Frau? fragte ich, nachdem er lange still war.

Nun — wir sind artig zusammen, antwortete er.

Manchmal, wenn ich — wenn ich denke — an diese Zeit — da — da — bekomme ich Kopfweh — Kopfweh. — — Aber jetzt sind wir lustig, lustig, lustig!

Er warf die Weinflasche an die Wand, daß der Jude aus dem Schlafe aufschrak und sich die Gebetriemen über die Nase herabriß.

So, jetzt ist mir wohl, sagte er, knöpfte seinen Rock auf, wohl, lustig!

So ist das Leben. Wenn wir so sind — dann ist uns wohl. Lustig, lustig!

Er stellte sich mitten in die Schenke, die Arme kokett eingestemmt, und begann den Kosak zu tanzen, indem er selbst dazu die kindlich-wilden, bacchantisch-schwermüthigen Melodieen sang.

Bald saß er am Boden und warf die Füße wie etwas Ueberflüssiges von sich, bald sprang er bis zur Decke und drehte sich nur so in der Luft.

Jetzt stand er stille, die Arme auf der Brust verschränkt, und wackelte so traurig mit dem Kopfe. Jetzt packte er ihn mit der Hand, als wolle er ihn hinabreißen, und jauchzte auf, wie ein Adler jauchzt, wenn er in die Sonne fliegt.

Ich stand und sah ihm zu und je mehr ich ihn beobachtete, um so besser verstand ich den Zwiespalt seines zutraulichen Wesens, das mit Wolf und Bär fertig werden konnte, dem aber die Räthsel der menschlichen Natur, jener ewigen Sphinx mit dem klugen Kopfe und dem Thierleibe, unbezwinglich blieben.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und ein alter, würdiger Bauer im braunen Sierak, mit langen weißen Haaren, Schnurrbart und schlauen Augen trat ein.

Es war Simion Ostrow, der Richter.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über sein fahles Gesicht, als er uns erblickte.

Herren! Wie lange seid ihr da? sagte er gutmüthig. Gewiß lange? Nun, ich kann Nichts dafür.

Können wir also fahren? fragte der Bojar.

Gewiß, sagte Simion, der Richter.

Freilich ist es eigentlich zu spät, fuhr der Andere fort, ich meine für mich — aber Sie vielleicht. Gott sei mit Ihnen; bleiben Sie gesund.

Lustig strich er der Jüdin um das Kinn, das rothe Blut floß ihr ins Gesicht.

Er ging und kehrte noch einmal zurück. Er drückte meine Hand.

Ah, was denn! rief er. Das Wasser kommt mit dem Wasser zusammen und der Mensch mit dem Menschen.

Ich stand auf der Schwelle, wie er davonfuhr.

Er grüßte noch einmal. Dann war er fort.

Ich wendete mich zu dem Juden.

O, er ist ein lustiger Mensch, jammerte dieser, ein gefährlicher Mensch; sie heißen ihn: Don Juan von Kolomea.

---

12 . 8 . 85
5 . 1 . 85
12 . 0 . 90
6 . 0 . 90
6 0 90

24 × 90
21,60

17 × 85
136
85
1445
21,60
36,05

Heyse, Paul, 1830-1914 / Heyse, Paul, / Kurz, Hermann,

Deutscher Novellenschatz

Bd.: 24 = 4. Serie, Bd. 6

München [1876]